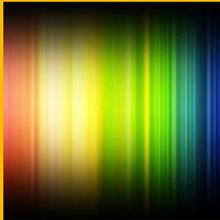


Editorial



Ästhetik

Bildern auf den Grund gehen

P. GEORG MARIA ROERS SJ

100 Jahre Bauhaus – Vision eines neuen Sehens in einer neuen Gesellschaft

HUBERTUS SCHÖNEMANN

character indelebilis

PAUL-HENRI CAMPBELL

Bilder als Bedeutungsträger

VIERA PIRKER

Jugendkirchen

EILEEN KRAUSSE

Kunst-Station Sankt Peter Köln

P. STEPHAN CH. KESSLER SJ

Ein Haus voll Glorie und Schauer

WERNER SCHRÜFER

Vom Umgang mit der ästhetischen Tradition

ALBERT GERHARDS

Fotos der Fülle oder Neue Bilder braucht das Land

ANGELIKA KAMLAGE

AKTUELLES PROJEKT

*Team Gasten Zeit
schenken*

AKTUELLE STUDIE

Projektion 2060

TERMINE & BERICHTE

*Immobilienkrise als
Chance
partizipativer
Kirchenentwicklung*

REZENSIONEN

*Von
Missverständnissen
und Fallstricken*

[Zu dieser Ausgabe](#)

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

[Impressum](#) | [Datenschutz](#) | [Redaktion](#)

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

„Glaube aber ist: Grundlage dessen, was man erhofft, ein Zutagetreten von Tatsachen, die man nicht sieht.“

Vielleicht sind Sie jetzt auch ein wenig irritiert? Das hieß doch anders? Tatsächlich: „Glaube aber ist: Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ – so lautete Hebr 11,1 in der *alten* Einheitsübersetzung.

Zweierlei wird hier deutlich: Wir hängen am gewohnten Erscheinungsbild von Dingen. Und: Die gedankliche Verbindung von Glauben mit dem Unsichtbaren, dem nicht Wahrnehmbaren, hat eine lange Tradition.

Und doch kristallisiert Glaube am Sinnhaften, tritt er zutage an dem, was man sehen, fühlen, hören, riechen, schmecken kann. Jede Glaubensstradition – wenn wir uns einmal, wie wir es in dieser Ausgabe von euangel tun, auf das Sehen konzentrieren – hat ihre eigene Ästhetik: farbenfroh der tibetische Buddhismus, betont schlicht die Reformierten, der Islam oftmals orientalisierend und ornamental. Ästhetik bedeutet Beheimatung, transportiert aber auch Glaubensüberzeugungen. Und oftmals ist es einfach eine Geschmacksfrage.

Hier aber liegt die Herausforderung für eine – an den Milieustudien geschulte – missionarische Pastoral: Kirchliche (speziell: katholische) Ästhetik ist weitgehend geprägt vom Geschmack vergangener Zeiten bzw. vom Geschmack einer Minderheit. Man hängt am Gewohnten, Vertrauten. Wenn sich kirchliche Vorreiter auf moderne Ästhetiken (die gibt es heute nur im Plural!) einlassen, ist das ein Wagnis. Aber: ein unumgängliches Wagnis, will man den Glauben, der sich immer neu in der Gegenwart inkulturieren will, nicht in fundamentalistischer Erstarrung verlieren.

Niemand kann genau sagen, wohin der ästhetische Weg der Kirche weitergeht, weitergehen soll. Deshalb stellen die Beiträge dieser Ausgabe auch mehr Erkundungen dar, präsentieren Erfahrungen und führen in wichtige Aspekte ein.

P. Georg Maria Roers SJ geht der Frage nach, was ein Bild ausmacht – gerade unter den Bedingungen der (Post-)Moderne. Deren Ästhetik wurde wesentlich auch vom Bauhaus mitgeprägt, das Hubertus Schönemann vorstellt. Wobei der Ästhetiken und ästhetischen Ausdrucksformen heute viele sind. Doch auch solche, die man mit Kirche spontan eher nicht in Verbindung bringt, verknüpfen sich mit Glaube und Religion: Tattoos etwa, die Paul-Henri Campbell behandelt, oder jugendliche Bildwelten von Social Media wie Instagram. Apropos Jugendliche: Jugendkirchen sind ein Versuch, ästhetischer Erstarrung zu entfliehen und sich immer wieder neu auf eine bestimmte Zielgruppe einzulassen, wie Eileen Krauß betont.

Das ist eine große Herausforderung für Kirchenräume generell, die als die vielleicht offensichtlichsten Repräsentanten kirchlicher Ästhetik in mehreren Beiträgen thematisiert werden. P. Stephan Ch. Kessler SJ stellt mit der Kunst-Station Sankt Peter in Köln einen Kirchenraum vor, der heutigem Kunstschaffen Gastfreundschaft gewährt. Dagegen zeigt Werner Schrüfer das ästhetisch-spirituelle und damit missionarische Potential auf, das Kirchenräumen selbst innewohnen kann. Albert Gerhards geht schließlich der Frage nach, wie in der heutigen Zeit mit der ästhetischen Tradition, die in unseren oft jahrhundertealten Kirchen Gestalt gewonnen hat, adäquat umzugehen ist.

„Neue Bilder braucht das Land“, insbesondere auch die Kirche: Mit Überlegungen und Tipps zum Finden einer religiösen Bildersprache, die weder in Tradition noch in Kitsch steckenbleibt, beschließt Angelika Kamlage den Schwerpunktteil dieser Ausgabe – und resümiert: „Am Ende entscheiden der eigene Mut und der Geschmack, welches Bild veröffentlicht wird.“ In diesem Sinne wünsche ich Ihnen Inspiration, Kreativität und vor allem Mut, das Evangelium der Liebe Gottes, die sich in Jesus Christus in unsere Welt inkarniert hat, immer wieder neu und treffend sehbar zu machen!

Ihr



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Bildern auf den Grund gehen

Was ist ein „Bild“? Georg Maria Roers webt den Leser/die Leserin in einen kunstvollen bunten Teppich von Farben und Aspekten ein und begleitet ihn/sie in die Welt des Bildes, seiner Produktion und Rezeption in verschiedenen Epochen und Kontexten. Und dieser Weg geht immer weiter und hört nie auf ...

Wer Bildern auf den Grund gehen will, funktioniert wie ein Perpetuum mobile. Je mehr sie oder er sieht, desto mehr neue Bilder treten ihr oder ihm vor das geistige Auge. Neue Geheimnisse tun sich auf. Deshalb fragte der Kunsthistoriker und Philosoph Gottfried Boehm gemeinsam mit vielen Kollegen: „Was ist ein Bild?“ (Boehm 1994). Diese Frage zu stellen ist sehr mutig, denn es gibt darauf keine eindimensionale Antwort, sondern nur eine Vielzahl von Antwortversuchen. Einer ist die Frage nach dem Begriff Iconic Turn. Was meint er? Wer diesen Begriff im Netz recherchiert, kommt unweigerlich auf diese Seite:

www.iconicturn.de/tag/bildwissenschaft. Hier sind die Vorlesungen über „Iconic Turn – Das neue Bild der Welt“ nachzuhören, die – getragen von der Hubert Burda Stiftung – 2002 und 2003 in München stattfanden. Einer der markanten Sätze Burdas lautet: „Der größte Iconic Turn, den es in Berlin gibt, ist das Brandenburger Tor.“ Kunsthistorisch mag das Tor seine Relevanz haben. Die entscheidende ästhetische Dimension sei jedoch der Iconic Turn, d. h., was ein Bild bewegt und wie ich durch Bilder bewegt werde. Das Tor in Berlin ist längst zu einem Symbol geworden. Das Original steht übrigens in Potsdam am Luisenplatz.

Zwei Jahre später formuliert der Kunsthistoriker Hubert Burda seine Visionen: „Seit Gutenberg den Buchdruck erfunden hat, haben Buchstaben die Logik, also die rechte Gehirnhälfte, gefordert. [...] Aber jetzt bringt Multimedia die Bilder wieder zu den Texten, und so weckt die digitale Revolution wieder die Phantasie in der linken Gehirnhälfte“ (Schweikle 1996). Als Verleger hat Burda u. a. 1993 den FOCUS gegründet, ein selbstbewusstes Statement gegen die Bleiwüste des SPIEGEL. Der SPIEGEL hatte den FOCUS anfangs noch als „Münchener Illustrierte“ verspottet, obwohl er im Zeitschriftensegment damals sehr innovativ war. Es finden sich hier sehr viel mehr Diagramme und Bilder, ein Trend, der sich im neuen Jahrtausend auf andere Weise fortsetzt. Das Tempo der Innovationen nimmt mit jedem Update an Fahrt auf. Am 9. Januar 2007 präsentierte Steve Jobs das neue iPhone, indem er verschiedene Produkte ankündigte: „Heute stellen wir Ihnen drei revolutionäre Produkte vor: Das erste ist ein Breitbild-iPod mit Touchscreen. Das zweite ist ein revolutionäres Mobiltelefon und das dritte ist ein neues, bahnbrechendes Internet-Kommunikationsgerät.“ Und weil die Zuhörer wohl nicht so schnell waren wie das Genie Jobs, fragte er nach: „Kapiert ihr es? Das sind nicht drei verschiedene Geräte. Das ist ein Gerät“, erklärte er. „Und wir nennen es: iPhone. Heute wird Apple das Telefon neu erfinden.“ Diese rasante Entwicklung sollte man sich noch einmal vorgegenwärtigen, bevor wir uns wieder den Bildern zuwenden. Die Kombination machte das iPhone so erfolgreich, weil es ein wenig wie das menschliche Gehirn zu arbeiten schien – eine wichtige Voraussetzung für die nächsten technischen Revolutionen, die ohne KI (künstliche Intelligenz) nicht denkbar sind.

Jedes Bild hat einen Rahmen

Wer kreativ ist, benutzt Bilder. Caspar David Friedrichs „Frau am Fenster“ (1818/1822) in Öl auf Leinwand (44 × 37 cm) schaut in der Berliner Nationalgalerie aus dem Fenster. Sie hat dem Betrachter den Rücken zugewandt. Dieser Blick in die Welt entspricht heute dem Blick auf einen Laptop mit 17 Zoll. Was dort heute alles über den Bildschirm läuft, ist schier uferlos. Es sprengt förmlich den Rahmen nicht nur einer kunstgeschichtlichen Betrachtung. Es mag zweitrangig sein, ob es Drehbuchstoffe sind oder Originale aus dem Bereich der bildenden Kunst: Die Epoche eines Kunstwerkes tritt nur dann einen Schritt in den Hintergrund, wenn ich meine subjektiven Empfindungen im Bereich der Künste zum Ausdruck bringe oder einbringe und geschichtsvergessen auf das Werk schaue. Dann ist es auch banal festzustellen, dass die barocke Sprache bilderreicher ist als eine Nachricht auf Twitter. Niemand würde auf die Idee kommen, eine gotische Kathedrale mit einem White Cube in Verbindung zu bringen. Neue Bilder wurden damals noch in Kirchen gezeigt. Im 20. Jahrhundert hat sich der schlicht weiß gestrichene Raum (White Cube) durchgesetzt, der der gewohnte Ort wurde, an dem wir als Flaneure der Gegenwart in den Großstädten zeitgenössische Kunst rezipieren. Obwohl im Alltag nicht wirklich reflektiert, sind die Rahmenfaktoren bei der Rezeption von Kunst eminent wichtig. Auf der einen Seite steht die Kunstproduktion, auf der anderen die -rezeption. Hier ist unsere Sinneswahrnehmung gefragt. Es braucht vermutlich einen Hirnforscher wie Ernst Pöppel, um ein Buch darüber zu schreiben: „Der Rahmen. Ein Blick des Gehirns auf unser Ich“ (Pöppel 2006). Ohne uns an Begebenheiten und Bilder, an Begegnungen und Begriffe, an Erfahrungen zu erinnern, wäre jegliche Kommunikation unter uns Menschen völlig unmöglich. Unsere Persönlichkeit spielt



Pater Georg Maria Roers SJ arbeitet als Kunst- und Kulturbeauftragter sowie Künstlerseelsorger im Erzbistum Berlin.

Foto: Monika Höfler.

bei der Rezeption von Musik, Tanz, Literatur etc. eine eminent wichtige Rolle. Die Sensibilität für die Künste wird im Laufe eines ganzen Lebens ausgeprägter und der Fokus geschärft. All das sind äußerst komplexe Vorgänge, die heutzutage mehr oder weniger auf die Frage reduziert werden, welches Bild, welchen Song, welchen Text ich gut oder schlecht finde. Als ginge es in der Ästhetik um diese völlig überschätzte Frage. Deutlich ist bisher allerdings geworden, dass ohne das Smartphone und ohne das Kino, ohne Apps und verschiedene Streaming-Dienste heutzutage nicht mehr seriös über Kunst, Musik und Tanz und deren Rezeption nachzudenken ist. Ob wir aber anhand von Facebook und Instagram unserer Ausgangsfrage näherkommen oder uns etwa davon wieder entfernen, müssen wir an dieser Stelle zunächst zurückstellen.

Dokumentation versus Original

Nur weil heute über die digitalen Medien mehr Bilder verbreitet werden als je zuvor in der Menschheitsgeschichte, nimmt die Bildkompetenz nicht automatisch zu. Im Gegenteil, wie wir gerade am politischen Gebaren einiger Politiker gesehen haben, die eine Menge von ethischen Regeln unterlaufen, die sich herausgebildet haben. Die Flut an Bildern bewirkt u. a., dass das Interesse am originalen Bild verloren geht. Wie gesagt: Wer weiß heute noch, wo das echte Brandenburger Tor steht? Würde man sich näher damit beschäftigen, müsste man sich in ein anderes Jahrhundert begeben. Die Lust dazu scheint begrenzt zu sein, oder? Vielleicht ist das Gegenteil der Fall, wie wir an der Ausstellung „Emil Nolde - Eine deutsche Legende. Der Künstler im Nationalsozialismus“ im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart in Berlin sehen. Es ging an erster Stelle um die „Neubewertung“ des Malers im Dritten Reich. Die „neuen“ Erkenntnisse waren in der Forschung längst bekannt. Dennoch sah sich die Politikerin Angela Merkel offenbar genötigt, sich von dem Noldegemälde, das bisher in ihrem Büro im Kanzleramt hing, zu trennen. Fand sie es nicht mehr schön? Das Bild war in der Schau im Hamburger Bahnhof zu sehen. Bezeichnenderweise trat die Malerei des Malers Nolde hier aber in den Hintergrund. Dies hatte zur Folge, dass in einem Raum im Raum (ein White Cube) die Originale so gezeigt wurden, wie sie in Noldes Atelier in Seebüll hingen und auf dem Boden standen. Vom durchschnittlichen Besucher wurden also die Originale weniger als Kunstwerke wahrgenommen. Der dokumentarische Charakter war wichtiger als ästhetische Kategorien. Nolde hat man schon viel schöner ausgestellt gesehen. Man könnte der Ausstellung böswillig unterstellen, es komme hier gar nicht auf die Schönheit der Malerei an. Die Kunst von Nolde schön finden, das darf man so oder so von nun an nicht mehr, weil es politisch unkorrekt ist. Das wird in der Schau freilich so nicht gesagt, aber geradezu insinuiert. Die Konzeption der Schau lässt dem Ästheteten kaum Raum.

Hinzu kommt ein für ein Museum geradezu existentielles Problem. Es wurden dort auch einige Kopien mit derselben Konzentration angeschaut wie die echte Malerei. Damit wird in der Praxis gar nicht mehr unterschieden zwischen dem großen Foto (Kopie) einer Malerei und der echten Malerei selber. Damit sägt sich das Museum den Ast ab, auf dem es bisher saß. Ist es nicht das Charakteristikum eines Museums, Originale zu zeigen, um diese zu rezipieren? Positiv gesagt: Die Museen müssen die Menschen da abholen, wo sie mit ihren Smartphones sitzen. Ein anderes Beispiel: In Zukunft werden wir die großen Fresken des Neuen Museums in Berlin, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden, mit einer entsprechenden digitalen Brille wiedersehen. Wilhelm von Kaulbach (1805–1874) hatte die Bilder zu einer „Weltgeschichte“ im Treppenhaus des Neuen Museums 1842 geplant und 1865 vollendet. Es wäre spektakulär, sie vor Ort – wenigstens digital – wieder bewundern zu können. Es wird deutlich: Ohne museumspädagogische Hilfen (Apps) und Audio-Guides geht heute gar nichts mehr. Aber sorgen die zuweilen wichtigen Informationen nicht auch dafür, dass ich mehr und mehr abgelenkt werde? Kann ich in das Kunstwerk eintreten oder bleibe ich wegen der vielen zu verarbeitenden Fakten, die mir an die Hand gegeben werden, einfach draußen? Wie schaffe ich es, die Schwelle des Informationszeitalters zu überschreiten und mir z. B. einen Jahrhunderte alten Kirchenraum vorzustellen, der die meiste Zeit seiner Existenz nur von Kerzen beleuchtet wurde?

Das Natur- und das Kunstschöne

Im 19. Jahrhundert wurde noch im Natur- und Kunstschönen geschwelgt. Niemand hat das besser verkörpert als der bayerische König Ludwig II. Nun ist es aber bemerkenswert, dass ausgerechnet dieser hoffnungslose Romantiker seine Träume mit modernster Technik ins Werk gesetzt hat. Das gilt nicht nur für die Architektur von Neuschwanstein, sondern auch für die Venusgrotte hinter Schloss Linderhof, die zurzeit aufwändig restauriert wird. Über das Wunderwerk der Illusion und Technik ist auf der offiziellen Website zu lesen: „Die künstliche Tropfsteinhöhle mit See und Wasserfall wurde nach dem Vorbild des Hörselberges aus dem ersten Akt der Wagneroper ‚Tannhäuser‘ gestaltet. Diese 1876/77 durch den Landschaftsplastiker A. Dirigl gebaute naturalistische Raumbühne wurde mit Bogenlampen ausgeleuchtet. Den hierfür notwendigen Strom erzeugten 12 Dynamos in dem 100 m entfernten Maschinenhaus; einem der ersten bayerischen Elektrizitätswerke“ (Park Linderhof. Venusgrotte 2019). Romantik, die mit Hilfe von damals neuester Technik ins Werk gesetzt wurde? Macht das nicht jede Oper bis heute? Ja. Aber, Gott sei Dank, brennen heute nur noch selten Opern ab, was im 19. Jahrhundert recht häufig passierte; man hatte die Pyrotechnik offenbar noch nicht im Griff.

Zurück nach Bayern! Hier wurde der Gegensatz von Technik und Natur längst aufgehoben: Laptop und Lederhose. Also gehen wir nicht ins Museum, sondern stattdessen in die Natur! Dort hat mein Smartphone ja oft keinen Empfang. Dennoch ermöglicht mir die Technik

mithilfe einer Vogelstimmen-Erkennungs-App, durch den Wald zu laufen und mich wie ein Ornithologe zu fühlen. Hier pfeift der Pirol, dort trällert die Nachtigall. Alles wird geklärt, es bleiben keine Fragen offen. Dagegen hat Bertolt Brecht in „Der gute Mensch von Sezuan“ den Spieler im Epilog sagen lassen: „Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen den Vorhang zu und alle Fragen offen.“ Ist es also nicht viel schöner, den Wald und die Tiere erst einmal ohne jedes technische Hilfsmittel wahrzunehmen und ohne jede Kenntnis von Theorie? Sollten nicht auch hier viele Fragen ehrlicherweise offenbleiben, weil wir letztlich immer noch nicht wissen, warum der Flug einer Libelle nicht nur eleganter aussieht als der Start eines Flugzeuges, sondern vor allem auch ökologischer ist? Es mag sein, dass G. F. W. Hegel (1770–1831) in seiner Ästhetik das Kunstschöne höher wertete als das Naturschöne, weil jenes aus dem Geist heraus entstanden ist, dieses aber nicht. Da das Geistige nach seiner Ansicht höher steht als das Natürliche, sei auch das Kunstschöne über das Naturschöne erhaben. Wie anders klingen da die wohlthuenden Worte eines H. D. Thoreau (1817–1862): „Ich ging in die Wälder, denn ich wollte wohlüberlegt leben; intensiv leben wollte ich. Das Mark des Lebens in mich aufsaugen, um alles auszurotten, was nicht Leben war. Damit ich nicht in der Todesstunde innewürde, dass ich gar nicht gelebt hatte.“ Der amerikanische Philosoph und Mystiker scheint aktueller denn je zu sein. Ob es für dieses Zitat aus Hegels „Phänomenologie des Geistes“ (1807): „Die Ungeduld verlangt das Unmögliche, nämlich die Erreichung des Ziels ohne die Mittel“ auch gilt? Ungeduld ist kein guter Partner, wenn es um Kunst geht. Ohne Muße und Musen wird der Mensch nicht leben können. Wie real das alles sein muss, werden die nächsten Jahrzehnte zeigen. Eine gewisse Skepsis allem Neuen gegenüber war dem Menschen immer schon zu eigen.

Der Aesthet

Niemand hat sich über die Ästheten und ihren metaphysischen Nonsens so schön lustig gemacht wie Christian Morgenstern in seinen „Galgenliedern“. Im Gedicht „Der Aesthet“ heißt es: „Wenn ich sitze, will ich nicht / sitzen, wie mein Sitz-Fleisch möchte, / sondern wie mein Sitz-Geist sich, / säße er, den Stuhl sich flöchte.“ Am Ende überlässt „Der Aesthet“ ganz abgehoben „den Zweck des Möbels / ohne Grimm der Gier des Pöbels“. Ähnlich geht es mir, wenn ich mir in einer schwachen Stunde die Diskussionen auf Facebook anschau. Hier wird die Welt in ein Schwarz-Weiß-Denken eingeteilt, das für eine differenzierte Betrachtung und eine nachhaltige Beschäftigung mit dem Bild einfach nicht taugt. Für einen Wahlkampf mag das anders sein. Daumen hoch oder runter ... Man kommt dann aber über ein „Gefällt mir“ oder „Gefällt mir eben nicht“ gerade nicht hinaus. Es ist lediglich ein Geschmacksurteil, das in der Ästhetik schnöde abgelehnt wird. *De gustibus et coloribus non est disputandum*. Nicht erst die scholastische Philosophie ist auf den Gedanken gekommen, dass man über Geschmack und Farben nicht streiten kann. Das wissen wir seit der Antike.

Ein Bild, sei es virtuell oder nicht, ist in aller Regel ein sehr komplexes Gebilde. Da lässt sich ein Künstler nur ungern hineinreden. Jedes Bild kann analysiert werden, vorausgesetzt, man taucht tief genug in die Motivvielfalt und in die Zeit ein, in der es entstanden ist. Ähnliche Sujets, die mit meinem Gegenstand ins Gespräch kommen, finden sich dann, wenn man lange genug und geduldig danach sucht. Dabei hat die interdisziplinäre Forschung viel geleistet, könnte aber noch intensiver betrieben werden. Es kann nicht schaden, kunstwissenschaftlich und kunsthistorisch gebildet zu sein, noch, z. B. einen Arnold Hauser (Soziologie der Kunst, 1974) zu Rate zu ziehen. Es kann sehr aufregend sein, zu wissen, welche Musik, welche Politik, welche Theaterstücke zu einer bestimmten Zeit im Trend waren, um wichtige Gemälde einer Zeit besser zu verstehen. Und wenn sie aus der Zeit gefallen sind, ist es ratsam, sich mit Literaten, Theologen oder Philosophen zu unterhalten oder deren Quellen aufzutun. Allerdings bleibt auch dabei im Hinterkopf, dass weder der Theologe Gott erklärt noch der Philosoph die Welt. Beide stellen lediglich ganz spezifische Fragen, die nicht selten abgründig sein können.

Wer sich lange und intensiv mit Bildern ganz allgemein und insbesondere mit Werken der Kunst beschäftigt hat, sei es mit denen der Vergangenheit (Fluxus, Video, Kino, Photographie etc.) oder jenen der Gegenwart, wird immer eine Reihe von Bildbeispielen finden, die automatisch im Kopf aufpoppen, wenn er oder sie durchs Museum geht oder bestimmte Literatur liest. Es wird niemals der letzte Kriminalroman, die letzte Kurzgeschichte geschrieben werden. Es werden immer wieder neue erfunden. Das macht den menschlichen Geist aus, der hoffentlich auch ein paar Schnittmengen mit dem Heiligen Geist hat. Im gesamten Bereich der Künste, nicht nur in der Architektur, bleibt kein Stein auf dem anderen, wenn es sich um Neuerfindungen handelt. In der Musik wird der letzte Ton niemals erklingen.

Falls nun der moderne Mensch im 21. Jahrhundert behauptet, mit Bildern vertrauter zu sein als andere Generationen, so muss man sich immer fragen, über welche Art von Bildern wir eigentlich reden. Beim Analysieren und Dechiffrieren von originalen Bildern kommt unser Verstand schnell an seine Grenzen – von digitalen Bildern ganz zu schweigen. Wir surfen nicht nur in der Kunst gerne an der Oberfläche. Ob wir die Kunst verstehen können? Darauf antwortet Pablo Picasso: „Jeder möchte die Kunst verstehen. Warum versucht man nicht, die Lieder eines Vogels zu verstehen? Warum liebt man die Nacht, die Blumen, alles um uns herum, ohne es durchaus verstehen zu wollen? Aber wenn es um ein Bild geht, denken die Leute, sie müssen es ‚verstehen‘.“

Vom Frühstück bis zur Macht und zur Zensur

Der französische Maler Édouard Manet lädt uns in seinen Garten ein. Er hat ein Bild gemalt,

das heute im Musée d'Orsay in Paris hängt: „Das Frühstück im Grünen“. Auf dem Bild sehen wir zwei Frauen. Die eine, im Profil und in Denkerpose gemalt, sitzt ungeniert und völlig nackt im Vordergrund im Gras, während die andere Frau sich im Hintergrund hält und im Unterkleid auf dem Boden kniet. Ob sie mit ihrer Rechten Blumen pflückt? Mit der linken Hand schützt sie jedenfalls ihren Schoß. Wir sehen außerdem zwei sehr elegant gekleidete Männer, die sich offensichtlich an der schönen Unbekleideten delectieren. Der Früchtekorb im linken Bildsegment ist ausgeschüttet. Er wird vermutlich vor allem vom männlichen Betrachter sehr schnell in Bezug zu den Frauen gesetzt. Das Bild war damals ein Skandal. Es wurde im Jahr seiner Entstehung für den Pariser Salon von den Juroren einstimmig abgelehnt.

Ursprünglich trug das Gemälde von 1863 den Titel „Das Bad“. Mir kommt ein Motiv aus dem Ersten Testament in den Sinn. In der Bibel begehrte David einst eine junge Badende, Batseba. Die badende Batseba war ein sehr beliebtes Sujet in der Malerei. David bringt damit seine Familie in große Schwierigkeiten (2 Sam 11,2–5). Statt als König in den Krieg zu ziehen, bleibt David zuhause und bricht die Ehe von Batseba und Urija. Ein vielfaches moralisches Versagen tritt ans Licht. Im Osservatore Romano (Tageszeitung des Vatikanstaats) finden wir das Stichwort „Batseba“ erstaunlicherweise unter der Überschrift „Politik, Macht und Ambiguität“ (Niditch 2016). Susan Niditch resümiert: „Alle von Batseba gespielten Rollen lassen allerdings eine faszinierende Ambiguität erkennen, da man sich ihrer Beweggründe und ihres Vorgehens nie ganz sicher sein kann. Wie in so vielen der reichsten Erzähltraditionen der Bibel hat der Leser also beträchtliche Freiheit darin, wie er sie sich vorstellen will.“ Im Osservatore Romano geht es beim Stichwort „Batseba“ also nicht an erster Stelle um Erotik, sondern um Macht und Intrigen. Ist die Macht erotischer als eine schöne Frau? Regina Heyder schreibt über Frauenaufbrüche: „In der Geschichte des Christentums haben Frauen immer wieder die Bibel als Ressource für eigene Emanzipationsprozesse genutzt. Von der Kirche wurden sie oft kritisch beäugt“ (Heyder 2019, 13).

Bildende Künstler und ihre Auftraggeber interessierten sich in den verschiedensten Epochen der Kirche nicht nur für Macht und Intrigen, sondern auch gerne für die erotischen Aspekte der Heiligen und der biblischen Figuren. In diesem Jahr ist in der Royal Academy of Arts in London die Ausstellung „The Renaissance Nude“ zu Ende gegangen. Adam Soboczynski hat die Schau rezensiert und schreibt: „Während in Italien zunächst der männliche Akt bevorzugt wurde (nur der Mann galt als hinreichend würdig, nackt studiert und gezeigt zu werden), rücken im Norden auch Hexen mit ihrer dunklen Zauberkraft und pornografischen Aggression ins Bild, etwa bei Hans Baldung Grien“ (Soboczynski 2019). Im pruden England war die Ausstellung 2019 (sic!) erst ab 18 Jahren freigegeben worden. Wenn fromme Christen, Muslime und Juden die Überfülle an erotischen Bildern im Netz anmahnen, wird man ganz generell sagen können: Da, wo Bilder auftauchen, werden sich auch Skulpturen, Fotos und Filme mit unbekleideten Menschen finden. Das liegt offenbar in der Natur des Menschen in allen Kulturen der Welt und in allen Epochen. Die Künste kommen dieser Nachfrage nach. Strenge Sittenwächter gibt es bis heute, die etwa Hollywoodfilme zensurieren. In der europäischen Tradition fallen die sogenannten „Shungas“ bis heute sprichwörtlich aus dem Rahmen. Im MAK – Museum für angewandte Kunst in Wien – fand 2016/17 die Ausstellung „SHUNGA. Erotische Kunst aus Japan“ statt. In Japan hat man schon lange ganz spielerisch alle Arten von Bildern gezeichnet. Schon vor ca. 200 Jahren waren es Skizzen, auch humorvolle Bilder. In Europa sind es u. a. Zeichnungen aus Spelunken, die später zu Gemälden wurden wie das Bild „Die Raucher“ (1635) des flämischen Künstlers Adriaen Brouwer (Metropolitan Museum of Art, New York). Wie extrem die Grenzüberschreitungen aussehen, die zu einem Bildgegenstand werden können, wird von Zeit zu Zeit neu ausgehandelt, sei es im Feld der Erotik oder in anderen Bereichen. Den mehr oder weniger spielerischen Umgang mit Bildern muss sich jede Generation selbst erobern. Grenzen werden in jedem Fall überschritten, nicht nur in der Kunst. Am Ende sollte eine lebensbejahende Ethik dabei herauskommen.

Gott ist schön

Wie muss unsere Pastoral aussehen und welches Verhältnis haben wir Christen zum Bild? Kennen nicht auch wir ein Bilderverbot? Ja und nein. Wir stehen in der jüdischen Tradition des Verbotes, Gott darzustellen. Wie sollte man den transzendenten Gott auch darstellen? Allerdings verhält es sich mit dem Sohn Gottes anders. Er ist das Antlitz Gottes für uns Christen. So wie täglich die Kirchenglocken läuten, so kann ich täglich auf meine Christusikone schauen. Die Ikone selber ist ein Gebet, nicht ein Bild, denn der gläubige Mönch hat sie auf dem Berg Athos eben nicht gemalt, sondern geschrieben. In dieser Sondertradition des Bildes ist das Bild eine Offenbarung Gottes. Eine Ikone kann es ganz selbstbewusst mit der geschriebenen Bibel aufnehmen, weil dieses Bild eben auch geschrieben wurde.

Die Nächsten- und Gottesliebe sind zwei Seiten einer Medaille. Das haben alle monotheistischen Religionen gemeinsam. Definiert sich die Schönheit Gottes aber nur und ausschließlich im Gebet und im humanitären Einsatz für die Menschheit? Würden wir ohne unsere Kirchen und ohne die Kunst in den Kirchen, die eine protestantische Theologie ja eigentlich gar nicht bräuchte, unserer Tradition treu bleiben können? Nehmen wir an dieser Stelle vielleicht einmal Romano Guardinis „Kultbild und Andachtsbild“ (1939) in die Hand. Auch wenn die Schrift schon 80 Jahre alt ist, so ist sie immer noch lesenswert.

Mittlerweile entdecken junge Menschen die Religion auf verblüffende Weise neu. Oft dort,

wo man es gar nicht vermutet. Paul-Henri Campbell hat gerade den Titel „Tattoo & Religion“ (2019) veröffentlicht (vgl. [den Beitrag von Campbell in dieser Ausgabe](#)). Er zeigt die ganze Bandbreite dieser Kunst auf, die seit Jahrhunderten starke religiöse Komponenten hat. Ob es nun Jerusalemer Pilgertätowierungen oder die Tätowierung im weiteren Nahen Osten sind: Das Buch ist eine Fundgrube. In diesem Zusammenhang ist auch der folgende Satz zu verstehen: „Religionen haben ihre Ästhetik.“ So lautet der erste Satz der Vorrede in dem Buch „Gott ist schön“ von Navid Kermani (1999). Es geht ihm vor allem um „das ästhetische Erleben des Koran“ – so lautet der Untertitel. Gleichzeitig widmet er das Buch „der Idee des Theaters an der Ruhr“. Das ist zwanzig Jahre her. Bei der Verleihung des Friedenspreises 2015 wurde Kermani als Kosmopolit gewürdigt und ausgezeichnet, weil er bis heute glaubwürdig und engagiert für Toleranz, Offenheit und Freiheit wirbt. Hat er die Faszination für die heilige Schrift des Islam dem Durchschnittsdeutschen nähergebracht? Wird seine Literatur nun anders rezipiert? Hätte der Arabist Thomas Bauer ohne die Vorarbeit seines Kollegen den Text „Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt“ im Jahr 2018 geschrieben? Reclam-Heftchen waren meine Schullektüre. Jetzt habe ich das Format für die Brusttasche wiederentdeckt. Auf der diesjährigen Jahrestagung der Guardini Stiftung sagte Thomas Bauer in der Akademie der Künste 2019 Sätze wie diese: „Kunst ist nur dann Kunst, wenn sie mehrdeutig ist.“ Oder: „Ein Buch, das man vollständig versteht, ist langweilig.“

Großzügigkeit

In der Kunst zählt die Unbefangenheit. Wer ehrlich bleibt im Umgang mit den Bildern, die ihn prägen, der wird die verschiedensten Motive mit sich herumtragen. Diese werden in der Literatur und durch die Künste ins Allgemeine geweitet. Meisterlich gelungen ist das dem Regisseur Pedro Almodóvar in seinem Film „Erziehung eines Herzens“ (2019). Dieser Film kann geradezu als europäisches Gegenstück zum „König der Löwen“ (2019) gelesen werden, weil hier gar nichts kopiert wird. Ein Mann macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern erzählt sein ganzes Leben auf frappant souveräne Weise. „Hier wird nichts verklärt, sondern jene existenziellen Kräfte vergegenwärtigt, die Almodóvar geprägt haben“, stellt Rainer Gansera in seiner Rezension nüchtern fest. Die Kirche kommt bei diesem Regisseur zwar nicht gut weg, aber: „Das also hat er von seiner religiösen Erziehung erhalten: den Sinn für sakrale Sphären, für das Unantastbare, für die verehrungswürdigen existentiellen Mächte, und das sind in seinen frühen Filmen Sex und Eros, in den späteren die fürsorglichen Muttergestalten“ (Gansera 2019). Seien wir als Kirche gute Gastgeber, wenn ein Künstler mit seinem Werk an unsere Türe klopft.

Im Übrigen zählt letztlich in den traditionellen Künsten die Einfachheit. Kaum ein Land hat das perfekter kultiviert als die Japaner. Lesen wir unbefangen diese Zeilen: „Uralter Teich. / Ein Frosch springt hinein. / Plop.“ Welche Assoziationen stellen sich bei uns ein? Dieser Haiku dürfte der bekannteste Text von Matsuo Bashō aus dem 17. Jahrhundert sein. Hier hat jemand lange den Fröschen zugeschaut. Vielleicht hat er gestaunt über die merkwürdigen Wesen und ihr ewiges Quaken, das des Nachts so manchem den Schlaf raubt. Die Schnelligkeit, mit der ein Frosch Insekten mit der Zunge fängt, steht im krassen Gegensatz zu dem ansonsten eher bewegungslosen Verharren vor seiner Beute. Er wirkt geradezu lethargisch. Aber der Frosch ist ähnlich sprunghaft und geschickt wie ein Tiger, der sich an seine Beute heranpirscht. Beide sind gut getarnt, so unterschiedlich sie auch sein mögen. Haikus gelten als die kürzesten Gedichte der Welt und sind aus der japanischen Literatur nicht wegzudenken. In Europa wurde zu dieser Zeit genau das Gegenteil gemacht, vor allem in der deutschen Barocklyrik, die bis heute wissenschaftliche Seminare beschäftigt. Aber ist „Des Antonius von Padua Fischpredigt“ von Abraham a Sancta Clara, die Achim von Arnim und Clemens von Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ übernommen haben, wirklich so weit entfernt von der humorvollen untergründigen Weisheit eines Bashō? Hätte Gustav Mahler seine 4. Sinfonie in G-Dur geschrieben, die sich dem Text „Des Knaben Wunderhorn“ verdankt, wenn er den Text langweilig gefunden hätte? Ganz sicher nicht. Beim Iconic Turn geht es darum, was ein Bild bewegen kann und wie ich durch dieses Bild bewegt werde. Ist das neu oder waren die wahren Meister des Iconic Turn die deutschen Mystikerinnen und Mystiker?

Literatur

- Bauer, Thomas, Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt (Reclams Universal-Bibliothek 19492), Ditzingen 2018.
- Boehm, Gottfried (Hg.), Was ist ein Bild?, München 1994.
- Campbell, Paul-Henri, Tattoo & Religion. Die bunten Kathedralen des Selbst, Heidelberg 2019.
- Gansera, Rainer, Erziehung eines Herzens. „Leid und Herrlichkeit“ im Kino, in: Süddeutsche Zeitung vom 24.7.2019, 9.
- Guardini, Romano, Kultbild und Andachtsbild. Brief an einen Kunsthistoriker, Würzburg 1939.
- Hauser, Arnold, Soziologie der Kunst, München 1974.
- Heyder, Regina, Selbst ist die Frau. Frauenaufbrüche vom Mittelalter bis zum Zweiten Vatikanum, in: Herder Korrespondenz 7/2019, 13–15.
- Kermani, Navid, Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran, München 1999.
- Niditch, Susan, Batseba. Politik, Macht und Ambiguität, in: L'Osservatore Romano vom 1.7.2016 (alle Internetressourcen abgerufen am 3.12.2019).
- Park Linderhof. Venusgrotte, 2019.
- Pöppel, Ernst, Der Rahmen. Ein Blick des Gehirns auf unser Ich, München 2006.
- Schweikle, Johannes, Die Visionen des Hubert Burda. Das Porträt eines Verlegers, in: DIE ZEIT vom 2.8.1996.
- Soboczynski, Adam, Macht und Ohnmacht der Nackten. „The Renaissance Nude“, in: DIE ZEIT vom 8.3.2019.
- Welsch, Wolfgang, Grenzgänge der Ästhetik, Stuttgart 1996.
- Wulf, Christoph/Kamper, Dietmar/Gumbrecht, Hans Ulrich (Hg.), Ethik und Ästhetik, Berlin 1994.

100 Jahre Bauhaus – Vision eines neuen Sehens in einer neuen Gesellschaft

Am 6. April 2019 wurde in Weimar das neue Bauhaus-Museum eröffnet, einer der Höhepunkte eines Jubiläumsjahres, mit dem der Gründung des „Staatlichen Bauhauses“ vor 100 Jahren am 1. April 1919 in Weimar gedacht wurde. Das Bauhaus hat wie kaum eine andere Institution die Vorstellung von Design und Form in der Moderne und bis heute geprägt.

Das Bauhaus im Übergang zur Moderne

Hundert Jahre, das klingt sehr lange vor unserer Zeit und somit relativ unbedeutend für ein heutiges Fragen nach Bildhaftigkeit und Ästhetik. Und wenn man sich die ersten Entwürfe der Bauhäusler (und Bauhäuslerinnen) anschaut, so atmen sie noch eine gewisse „Unbeholfenheit“ am Anfang des kurzen 20. Jahrhunderts. Erst wenn man sich eingehender mit dem Bauhaus, den damit verbundenen Personen, der dahinter liegenden Philosophie befasst, so kann man ermessen, dass mit dem Bauhaus tatsächlich eine neue Zeit mit einem neuen Verständnis anfang bzw. das Bauhaus ein Ausdruck eines neuen Fragens, Verstehens, Lebens und Ausdrückens ist, das eine vorhergehende Epoche radikal hinter sich ließ und Gestaltung, Kunst und Bauen in den Kontext subjektiven und gesellschaftlichen Lebens hineinstellt. Das Bauhaus steht damit für neue Grundhaltungen und Lebensformen, für veränderte Arten, die Welt zu sehen. Als Experiment für eine neue Bearbeitung von Freiheit und Vielfalt als Geisteshaltung der heraufziehenden Moderne ist es verstehbar, dass das Bauhaus zum Opfer des gleichschaltenden und volksideologischen Faschismus wurde, der seinerseits eine eigene Ausprägungsform dieser so ambivalenten Moderne ist.



Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.



Bild 1: Die Großherzoglich Sächsische Kunstgewerbeschule (erbaut 1904–1911), heute Hauptgebäude der Bauhaus-Universität Weimar, Fakultät für Architektur und Urbanistik und Büro des Präsidenten. Alle Fotos: H. Schönemann.

Gründung in Weimar, Stationen in Dessau und Berlin

Es war der Berliner Architekt Walter Gropius, unter dessen Leitung in Weimar die Großherzoglich Sächsische Hochschule für Bildende Kunst mit der Kunstgewerbeschule zum „Staatlichen Bauhaus“ verschmolz. Ein zentrales Anliegen war in den Anfangsjahren die Überwindung der Trennung von Kunst und Handwerk. So hatten bereits der 1907 gegründete Werkbund und andere Reformbewegungen das Anliegen einer „angewandten Kunst“ verfolgt.

Walter Gropius und die ersten Meister des Bauhauses sorgten dafür, dass nach dem „Vorkurs“, bei dem es um den Umgang mit Materialien und Grundlagen der Gestaltung ging, die Studierenden sich in „Werkstätten“ (wie Keramik, Plastik, Tischlerei, Grafische Druckerei, Bühne, Fotografie, Weberei) ausprobieren konnten. Begleitend wurde Unterricht angeboten. Hier spielten Namen heute berühmter Persönlichkeiten eine Rolle: Lyonel Feininger, Wassily Kandinsky, Paul Klee, Oskar Schlemmer und andere. Der erste Leiter des Vorkurses, der Schweizer Maler und Kunstpädagoge Johannes Itten, legte hohen Wert auf Subjektivität, Empfinden und Erleben als Ausgangspunkt und Grundlage der kreativen Gestaltung. Er verkörperte eine ganzheitlich-esoterische Sichtweise, die auf der religiösen Lehre eines reformierten Zarathustrismus' beruht (Mazdaznan), bei der es auch um Fasten und vegetarische Ernährung ging. Später veränderte sich der Vorkurs, nachdem Itten nach Konflikten mit Gropius das Bauhaus verließ und László Moholy-Nagy, der als Fotograf einen Schwerpunkt auf ein neues Sehen legte, und dann Josef Albers die Leitung des Vorkurses übernahmen.

Für das Bauhaus war der exemplarische und repräsentative Bau als „Gesamtkunstwerk“ das Ziel und der Hintergrund aller kreativen Befassung. So heißt es im **Bauhaus-Manifest** vom April 1919: „Das Endziel aller bildnerischen Tätigkeit ist der Bau!“ Dieses Ziel verband sich, wie bereits erwähnt, mit zentralen Anliegen der Reformpädagogik und weist so hinein in die Dynamik menschlichen Lebens und Zusammenlebens, das in Kunst, Design und Bau – nicht nur als Ergebnis, sondern als Prozess der Vorbereitung und Erstellung begriffen – seinen lebenspraktischen Ausdruck sucht und findet. Aufgrund zahlreicher Widerstände und nach massiven Mittelkürzungen durch die im Land Thüringen zur Mehrheit gekommenen rechten politischen Kräfte zog das Bauhaus in die damals noch von der SPD regierte Stadt Dessau um.

Später in Dessau (1925–1931) verlegte das Bauhaus mehr und mehr seinen Schwerpunkt auf die Verbindung von Kunst und Industrie. In Hugo Junkers, der in den Junkerswerken erst mit Gasöfen, dann später mit der Entwicklung von Flugzeugen (u. a. JU 52) unternehmerisch tätig war, fand Gropius einen Gönner und Partner. Das Bauhaus, dessen Hauptgebäude in Dessau 1926 fertiggestellt wurde, mutierte in dieser Phase zur „Hochschule für Gestaltung“ zwischen Kunstdesign und Technik und prägt so entscheidend die Vorstellung vom Industriedesign bis heute. In Dessau begann die charakteristische Praxis der Kleinschreibung. Die Leitung des Bauhauses übernahm im Jahre 1928 Hannes Meyer, ab 1930 der Architekt Ludwig Mies van der Rohe. Auch in Dessau wurde dem Bauhaus mit seiner freiheitlichen, linksliberalen Grundorientierung das Aufkommen rechter politischer Kräfte zum Verhängnis. Die Mehrheit der NSDAP im Dessauer Stadtrat erzwang 1932 die Schließung des Bauhauses. Es erfolgte ein letzter Umzug nach Berlin, bevor die endgültige Schließung durch die Nationalsozialisten 1933 das „Experiment“ beendete. Die Meister des Bauhauses emigrierten in die USA und nach Großbritannien, wo von da an die Impulse des Bauhauses gesetzt wurden. Eine große Anzahl jüdischer Architekten emigrierte, bedingt durch den Druck der Nationalsozialisten, in den 30er Jahren nach Palästina. In der Folge entstanden in der ab 1911 im Sand des Meeres errichteten jüdischen Stadt Tel Aviv ungefähr 4000 Gebäude im Bauhausstil, die heute als „Weiße Stadt“ Touristenmagnet und UNESCO-Weltkulturerbe sind.



Bild 2: Bauhaus Dessau, Werkstatttrakt

Das Bauhaus und die Moderne – bleibende Bedeutung

Welche Bedeutung hatte das Bauhaus in den „kurzen“ 14 Jahren seines Bestehens? Wie kaum eine andere Bewegung hat das Bauhaus Impulse der anbrechenden Moderne aufgenommen und verarbeitet und seinerseits modernes Bauen, Gestalten, Sehen und Leben mitgeprägt. Wenn im Folgenden einige Aspekte dazu beschrieben werden, so kann im Hintergrund der Gedanke mitlaufen, dass eine Kirche, die derzeit wieder in gesellschaftlichen Transformationsprozessen ihren Ort, ihre Sendung neu verstehen, beschreiben und ausprobieren will, ihrerseits den Dialog mit den prägenden Kräften des jeweiligen Zeitalters aufnehmen muss. Die Moderne ist weitergegangen, sie hat sich radikalisiert, sich reflektiert und überboten. Sie ist zur Postmoderne geworden. Dennoch – und gerade deshalb – bleibt das Anliegen der Pastoral und des kirchlichen Lebens und Zeugnisses, dass die Zeichen der Zeit wahrgenommen und im Licht des Evangeliums gedeutet werden und ihrerseits Licht auf

ein verändertes Sehen des Evangeliums werfen, eine grundständige Herausforderung. Viele Aspekte des heraufziehenden 20. Jahrhunderts haben sich am Beginn des 21. Jahrhunderts verstärkt, beschleunigt und vervielfältigt.



Bild 3: Bauhaus Dessau, Eingang

Was also kann der Blick auf das Bauhaus, wie es in der Verbindung von Kunst, Design, Ästhetik, Leben und Architektur die Moderne geprägt hat, für eine Reflexion und Neuorientierung kirchlicher Realität austragen?

Mit der pragmatischen Maxime „*form follows function*“ verbindet sich einerseits die Forderung nach einer funktional-schlichten und gerade so „schönen“ Formensprache in Abgrenzung zur Schnörkelhaftigkeit und Großmannssucht der Gründerzeit wie auch zum verspielten Schmuckstil des Jugendstils. Zum anderen sollten gerade, wie Walter Gropius meinte, menschliche Grundbedürfnisse als Grundlage wirtschaftlicher und industrieller Forderungen dienen. Schönheit begreift das Bauhaus deshalb als Harmonie zwischen technischer Zweckfunktion und Proportionen der Form. Es gibt für das Bauhaus nicht „die“ Kunst, sondern eine Ausdifferenzierung der Stile; Polyperspektivität kennzeichnet den Umgang mit den Werkstoffen und Materialien, um lebendiges Leben zu ermöglichen und zu fördern.

Somit ist das Sehen und die Gestaltung auf einen neuen Stil des Lebens gerichtet. Gropius schrieb 1930: „das ziel des bauhauses ist eben kein ›stil‹, kein system, dogma oder kanon, kein rezept und keine mode! es wird lebendig sein, solange es nicht an der form hängt, sondern hinter der wandelbaren form das fluidum des lebens selbst sucht!“



Bild 4: Bauhaus Dessau, Gesamtansicht

Es ist das bleibende Verdienst des Bauhauses – und vielleicht wird es gerade darin heute nach hundert Jahren wieder aktuell –, in einer Kombination von beidem Gestaltung und Gesellschaft neu zu denken. Das Design und das Leben im Umkreis des Bauhauses ist, trotz mancher Konflikte, von Weltoffenheit und Vielfalt geprägt und erweist sich gerade darin als postkoloniale Avantgarde. Die Arbeiten der Bauhüslerinnen und Bauhüsler atmen die Utopie eines neuen Menschen, bei der die trennenden gesellschaftlichen Unterschiede und auch ethnische und geografische Herkünfte keine entscheidende Rolle mehr spielen. So wurden in den Bewerbungen der Studierenden akademische Zugangsbestimmungen fallengelassen; es entschied die Begabung der Bewerberinnen und Bewerber, auch

unterschiedliche Staatsangehörigkeiten waren möglich. Es herrschte – je später, desto mehr – ein selbstverständliches Miteinander von Frauen und Männern, kein Selbstläufer in einer Gesellschaft, in der die Frauen gerade erst mit der Wahl zur verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung, die ebenfalls in Weimar zur Erarbeitung der Reichsverfassung zusammenkam, im Gründungsjahr des Bauhauses 1919 das Wahlrecht zuerkannt bekommen hatten.

Die Arbeit und das Miteinander am Bauhaus spiegelten in ihrem kreativen Umgang mit Vielfalt die Unklarheit, die Konflikthaftigkeit, die Komplexität der heraufziehenden neuen Zeit wider. Für die Meister des Bauhauses war deshalb auch Teamarbeit ein wichtiges Element, an die sie die Studierenden zur schöpferischen Bearbeitung von Vielfalt heranführten. Neben bildenden Künsten spielten am Bauhaus auch Performanz, Bewegung, Tanz, also fluide Formen darstellender Gestaltung, eine wichtige Rolle. Zum „Konzept“ gehörte das Zusammenleben von Studierenden und Meistern im Umfeld des Bauhauses. Legendär waren die Motto- und Kostümpartys und nächtliche Badeszenen in der Ilm neben dem herzoglichen Schloss, was wohl mehr als einmal bei manchem Zeitgenossen aus der Weimarer Bevölkerung für ein Kopfschütteln sorgte. Teil des gestalterischen Programms war das gemeinsame Leben, darin auch die Bauhausfeste im Sinne einer ganzheitlichen Lebensreform.

Das Bauhaus riskierte, provozierte, innovierte. Es verstand sich in seinen Gebäuden, seinen Abläufen und dem Miteinander der handelnden Akteurinnen und Akteure als Experimentierfeld und Ideenschmiede für eine neue Zeit. Es ist zu wünschen, dass es nach einem Jahrhundert gerade darin zum Vorbild werden kann für eine Kirche, die in einer neuen Zeit ein neues Sehen einüben will und neue Formen der Gestaltung und der Kommunikation des Evangeliums für ihre Pastoral und deren Vollzüge sucht.

character indelebilis

Tätowierungen zwischen Bekenntnis und Gedächtnis im christlichen Glauben

Ist der Körper im 21. Jahrhundert der ultimative Ort unserer Auseinandersetzung mit dem Selbst?

Die Fragen: Wer bin ich? Wer bist du? finden Antworten in einer angewandten

Ausdrucksforschung, die den Körper als Handlungsort für das Schauspiel vom menschlichen Schicksal begreift.

Christen sind keine scheuen Enthusiasten ihrer Markenzeichen. Überall hinterlassen sie ihre Symbole – Kreuze, Fische, Monogramme, Tauben, Kelche. Egal wie primitiv oder schematisch sie ausgeführt sind, man erkennt sie sofort als unmissverständliche Zeichen: *Jesus was here, hallelujah*. Keine Höhle scheint zu dunkel, keine Grotte zu klamm, keine Wüste zu öd, kein buchtenreiches Eiland zu abgelegen, um dort Symbole der Christenheit bis ans Ende aller Tage zu fixieren. Nirgends findet sich ein Gipfel, der zu hoch, zu abweisend oder zu entrückt wäre, um ihn nicht mit einem Kreuzifix auszustatten. Die Hände der Getauften wissen jedes Material zu bearbeiten: In Edelstein und Glas, in Messing- und Goldblech, in indisches wie afrikanisches Elfenbein und Narwalzahn, in Marmor und Kalkstein, in Damast und Wolle, in Korallen, Papayakerne und Sykomoren sind Kreuze und Tauben eingeritzt, gemeißelt, gepunzt, gestickt, graviert oder geschnitzt. Warum aber sprechen wir nicht als Allererstes von der Haut der Gläubigen als Trägerin solcher Zeichen?

Die Entwicklung der Tätowierung ab den 1960er Jahren lässt sich wie eine Art Säkularisierung lesen. Sie löst sich aus bestimmten Bezugsmilieus heraus (Punks, Rocker, Seeleute etc.) und geht in den Mainstream auf, durchzieht alle Schichten und alle Typen. Die spanische Kommunikationswissenschaftlerin Alejandra Walzer hat diesen Prozess als eine Mediengeschichte beschrieben, wo die Zeichen auf der Haut zuerst an öffentlichen Plätzen, Manegen oder Bühnen, sodann in Magazinen und auf MTV zu sehen sind, um später gesuchte Bilder in den sozialen Medien wie Instagram zu werden. Zugleich verschiebt die Verwendung im Plot von Romanen, Theaterstücken und Opern die Debatte um Tätowierungen von alltäglichen Beobachtungen der Stadtbewohner in den Bereich ihrer Unterhaltungen, so bei Isabel Ostranders (1883–1924) Roman „The Tattooed Arm“ oder bei Tennessee Williams’ (1911–1983) in der sizilianischen Enklave von New Orleans spielendem Theaterstück „The Rose Tattoo“ oder in der von Victor Herbert (1859–1924) komponierten Oper „The Tattooed Man“ – um nur ein paar sehr wenige zu nennen. Im religiösen Bereich denke man hierbei an Ereignisse mit hoher medialer Resonanz wie die Verfilmungen und Vertonungen um das Rock-of-Ages-Motiv oder Figuren wie Padre Pio, aber auch z. B. an die mexikanische Nuestra Señora de Guadalupe oder die brasilianische Nossa Senhora da Conceição Aparecida.

Oft entstand besonders im 19. Jahrhundert nach und nach der Eindruck von der Tätowierung als einer Gegenwelt zum zivilisierten Körper. Diese Lesart in Europa und Amerika überdeckte allerdings eine bereits alle Schichten sowie Spitzen der geistlichen und weltlichen Eliten durchziehende Praxis der Tätowierung, ob es nun adelige Ritter auf dem Kreuzzug oder Jakobspilger waren, englische Könige (wie George V.), russische Zaren oder amerikanische Senatoren des 19. Jahrhunderts (etwa James G. Blaine), viktorianische Ladys oder rheinische Stigmatistinnen wie die seliggesprochene Begine Christina von Stommeln (1242–1312). Für sie findet sich eine Beschreibung ihrer Tätowierungen durch Zeitgenossen, die die Tätowierungen als Beleg für ihre Erwählung werten. Sie sind aber wegen ihrer verborgenen Position nicht jedem sichtbar und ihr Vorhandensein sei wie ein Geheimnis zu hüten: „[...] mit drei Kreuzen in wunderbarer Farbe, Anordnung und Beschriftung gezeichnet [...] Zwei von ihnen zogen sich bis zur Brust hin, und das dritte befand sich an der linken Seite [...] Die zwei Kreuze, die sich auf der Brust befinden, sind kleiner. Das dritte aber, das an der Seite ist, erscheint größer und hinsichtlich der Inschrift erstaunlicher. Rund um die zwei kleinen Kreuze steht in äußerst schönen Buchstaben geschrieben: JESUS CHRISTUS“ (Landfester 2012, 129 f.; vgl. dort 127–133).

Ist es daher nicht seltsam, dass in einer Religion, in der Schädel und Gehörknöchelchen zu Reliquien von Märtyrern erklärt werden, in der der Eifer der Flagellanten die bizarrsten Methoden der körperlichen Selbstkasteiung hervorgebracht hat, in der die Tonsur, die Beschneidung, die Salbung, das Besprengen und Übergießen mit Wasser, das Fasten, das Aschekreuz auf der Stirn den Körper auf dramatische Weise involvieren, in der sogar die Heilige Schrift Jahrhunderte hindurch vornehmlich auf der Haut von toten Tieren kopiert worden ist und keine sakrale Fläche frei von Fresken und Graffiti geblieben ist, dass in eben dieser Religion bisher so wenig oder nur zaghaft über die Tätowierung gesprochen worden ist? Müsste nicht die Tätowierung die erste und vornehmste Kunst des österlichen Menschen sein?



Paul-Henri Campbell ist deutsch-amerikanischer Schriftsteller und Lyriker. Sein Buch „Tattoo & Religion. Die bunten Kathedralen des Selbst“ erschien 2019 in Heidelberg. Campbell arbeitet in der katholischen Erwachsenenbildung im Bistum Limburg.

Foto: Volker Derlath.



Bild 1: Damiano Lucidi – Passion of Jesus.

Zeichen der Befreiung, Zeichen der Offenbarung

Bereits in frühester Zeit entwickelten Christen eine Beziehung zur Tätowierung. Noch mehr: Sie betrachteten die Tätowierung weder als eitlen Schmuck noch als fremden Brauch, sondern bezogen sie in ihr religiöses Leben ein. Beim Apostel Paulus finden sich die ersten neutestamentlichen Überlegungen dazu. Und fortan, wie in allen anderen monotheistischen Religionen, z. B. dem Islam (vgl. Ibrić 2010) und dem Judentum (vgl. Torgovnick 2008), konkurrierten Verbote mit den wechselnden Launen der Frömmigkeit, die Tätowierungen als essentielle Prüfung und als Beleg für wahre Hingabe bzw. als Vorbote der Erlösung verstanden. Die Tätowierung als christliche Prägung findet sich nahezu überall, wo Christen sind: am Horn von Afrika, auf dem Balkan, im westindischen Goa, an den Ufern des Amazonas und den Hängen der Sierra Madre, entlang des Nils, am Rhein und in den Tälern des Mohawk Rivers im amerikanischen Nordosten.

Während Tätowierungen in den antiken Kulturen unterschiedliche Ausprägungen fanden (vgl. hierzu etwa die Beschreibung der Thraker durch Herodot [Historien V,6] im Zusammenhang mit dem griechischen Feldzug in den makedonisch-thrakischen Norden: „Wer sich Zeichen einritzen lässt, wird für hochgeboren erkannt, und wer nicht geritzt ist, für unedel“), ist die neutestamentliche Auseinandersetzung von der römischen Straftätowierung (vgl. Gustafson 2000) geprägt und weitet sich später zu einem In-Group-Zeichen, etwa in Eritrea oder Ägypten, aus.

Die Schlussformel des Paulusbriefs an die Galater (Gal 6,17) steht in diesem Zusammenhang: „In Zukunft soll mir niemand mehr solche Schwierigkeiten bereiten. Denn ich trage die Leidenszeichen Jesu an meinem Leib.“ Was hier bereits durch die Einheitsübersetzung interpretierend mit „Leidenszeichen“ übertragen wird, heißt eigentlich nur τὰ στίγματα – die Zeichen. Kurz davor spricht Paulus über die Körpermodifikation der Beschneidung sowie über die Gesetzestafeln, außerdem weist der Brief hin auf die Situation der Juden und Christen in dem keltischen Siedlungsgebiet Galatiens (Heute heißt „Galata“ ein jüdisch geprägter Stadtteil Istanbuls am Nordufer des Meeresarmes „Goldenes Horn“). Der etymologische Zusammenhang zwischen dem griechischen Wort „Stigma“, das in seiner Grundbedeutung so viel wie „Stich“ oder „Punkt“ und explizit „Malzeichen“ meint, und etwa dem deutschen „Stechen“ oder dem englischen „Stitching“ ergibt sich aus ihrem

indogermanischen Ursprung.

Der deutsche, später in Chicago lebende Neutestamentler Hans Dieter Betz diskutierte, anders als seine in Deutschland geliebten Kollegen, die soziale und politische Wirkung dieser Formel in seinem Buch über Lukian von Samosata: „Die politische Unterdrückung der Juden und Christen führte zu Straftätowierungen, die als besonders schlimm empfunden werden mussten, weil sie dem levitischen Gesetz widersprechen, wonach die Tätowierung untersagt ist. Paulus jedoch spricht in seinem Brief über die von allen äußeren Einflüssen und Unterdrückungen freie Willenskraft und das freie Gewissen des Subjekts. In dieser Denkungsart kann Paulus die Zeichen der Schande, als die diese Straftätowierungen angesehen worden sind (und intendiert waren), umdeuten in Zeichen der Befreiung. Ähnlich wie die Marterwerkzeuge und Wundmale Christi durch die Auferstehung und die damit deutlich werdende unverbrüchliche Heilzusage Gottes umgedeutet werden können, spricht Paulus den Appell aus, die Zeichen mit Stolz zu tragen“ (vgl. Betz 1961, 134).

Aus diesem Befreiungsgedanken einerseits und dem inkarnatorischen Nachvollzug der Leiden Christi andererseits avanciert die Tätowierung zu einem Zeichen der Zugehörigkeit unter vielen frühen Christen, wie auch der Ägyptologe Otto Friedrich August Meinardus bemerkte (vgl. Meinardus 1978 und 1982). Auch gibt es im Umfeld der Dionysos-Verehrung den Brauch, den Adepten ein Efeublatt einzubrennen – vergleiche hierzu auch Offb 13,16: „Und es macht, dass sie allesamt, die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Sklaven, sich ein Zeichen machen an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn“.

Eine andere Linie verfolgt die Literaturwissenschaftlerin Ulrike Landfester in ihrem Buch „Stichworte“. Sie skizziert die Erzähllogik des Alten Testaments und verbindet dieses „zeigende Erzählen“, durch das Zeichen der Offenbarung exponiert werden, mit der inkarnatorischen Stoßrichtung, die dieses Erzählen im Christentum gewinnt. Ihr Ausgangspunkt ist die Offenbarung des Johannes, wo das Siegelbuch mit der jesuanischen Geste identifiziert wird, also: mit dem Finger auf seine Wunde zu zeigen: „Was das Buch Exodus im Pentateuch sukzessive aus den Zeichen, die Gott Mose in die Hand legte, aus der Zeichnung der Hände des aus Ägypten befreiten Volkes Israel und schließlich aus der Niederschrift der Gesetze zur Gründungsgeschichte kultisch-rituellen Schriftgebrauchs konfiguriert hat, verdichtet Johannes zu einer direkten metaphorischen Übertragung zwischen dem Handzeichen Christi und der Archivierung dieses Zeichens durch den Evangelisten“ (Landfester 2012, 99). Man vergleiche hierzu im Übrigen das Tetragramm oder Christogramm, das häufig auf die für den liturgischen Gebrauch von Bischöfen und Äbten hergestellten Pontifikalhandschuhe gestickt ist.

An die alttestamentliche Anthropologie anknüpfend, könnte man bei diesem Vorgang der Offenbarung über die Geste des Zeigens auf ein Wundmal/Stigma, die Christus macht, eine Brücke schlagen zur Vorstellung von dem, was die Bibel göttliche *kabod* (כבוד) nennt, also die Gewichtigkeit, die Ehre, die Herrlichkeit Gottes oder, wie es Martin Buber ausdrückt: „die ausstrahlende und so Erscheinung werdende Wucht oder Mächtigkeit eines Wesens“ (Buber 1936, 234).

Ich schlage vor, diese Denkweise auf den heutigen Gebrauch der Tätowierung zu projizieren: Sie ist Bestandteil des Selbstverständnisses ihres Trägers, unbeschadet der zugeschriebenen oder inhaltlich gefüllten Bedeutung, die das Subjekt selbst vornimmt. Die Tätowierung ist ein Zeichen des Ich-bin. Der Theologe Hans Urs von Balthasar legte diese Offenbarungsgestalt wie folgt aus: „Die Theophanien wollen als überwältigende Vergegenwärtigungen des lebendigen Gottes verstanden sein, und zwar einerseits so, dass die sinnliche Sphäre [...] mit in Anspruch genommen wird, dass es also zu einem äußerlichen ‚Sehen‘ und ‚Hören‘ Gottes kommt, andererseits aber der angegangene Mensch klar versteht, dass die sinnliche Manifestation die Anzeige – gleichsam das Signal und Symbol – für das Hiersein der absoluten, geistigen und unsichtbaren Mächtigkeit ist, vergleichbar der Art, wie ein Mensch sein Gegenüber fixiert, ehe er mit ihm zu sprechen beginnt“ (Balthasar 1967, 34). Und selbst wenn die Tätowierung ausschließlich „*eye catching*“ ist, dann ist es dennoch ein Blickfänger, der die gesamte Wucht des Tattoo-tragenden Menschen auf die andere Person hin sammelt.

Etwas weniger theologisch, eher existenzialistischer gesprochen könnte man dem philosophischen Konzept von einem „*ego extraneus*“ des Franzosen Jean-Luc Nancy einige Beachtung schenken, wenn man ergründen will, was die spirituelle bzw. existenzielle Dynamik der Tätowierung sein könnte: „Ja, Außen-Ich. Keineswegs ‚außerhalb meiner‘, denn das einzige Innen ist nicht das ‚Ich‘, sondern das Aufklaffen, in dem ein ganzer Körper sich sammelt und danach drängt, sich zur Stimme zu machen und sich zum ‚Selbst‘ zu erklären, sich wachzurufen, sich zu begehren im Begehren nach dem Echo, das andere Körper ringsum vielleicht zurücksenden werden. Sich fremd im Appell, im Selbstappell; andernfalls würde es sich nicht anrufen, würde es das Verlangen, diesem Fremden zu begegnen, nicht in seiner ganzen Spannweite zum Ausdruck bringen“ (Nancy 2010, 56 f.).



Bild 2: Jerusalem-Pilgertätowierung – Wassim Razzouk.

Die fromme Minne

Ein bekanntes Beispiel ist der schwäbische Dominikaner und Mystiker Heinrich Seuse (1295–1366; vgl. Landfester 2012, 115–148), der das Tattoo nicht als Gruppenzeichen versteht (wie es etwa die Kopten in Alexandria tun), sondern (wie Franziskus) es zum individuellen Moment der Christusbefolgung stilisiert, das er im Gestus der privaten Andacht adaptiert: „O Herr, ich bitte Dich, dass Du es nun vollbringst und Dich noch weiter in den Grund meines Herzens drückst und Deinen heiligen Namen also in mich zeichnest, dass Du nimmer scheidest aus meinem Herzen. So stach er sich mit dem Griffel die Buchstaben IHS auf die Brust. Herr, die Minder dieser Welt zeichnen ihr Lieb auf ihr Gewand. Ich aber, Du meine Minne, habe Dich in das frische Blut meines Herzenssaftes geschrieben“ (zitiert nach Oettermann 1995, 15). Betrachtet man die reich illuminierte mittelalterliche Handschrift (Seuse o. J.), so ist leicht zu erkennen, dass der Verfasser und Illustrator dieser Schrift von dem Christusmonogramm (IHS) besessen zu sein scheint (die Autorschaft ist umstritten).

Es überschneiden sich auf dieser Deutungslinie mehrere Elemente, die ich festhalten möchte: Einerseits die Zelebration des Gezeichnetseins im Sinne einer Emanzipation und andererseits die durch den inkarnatorischen Nachvollzug des Bildes verursachte Nähe, welche auf eine existenzielle Radikalität hinweist (vgl. Campbell 2017).

Wie bei allen anderen Frömmigkeitsformen, die häufig von den institutionell-theologischen Positionen abweichen, steht die Tätowierung immer hart an der Grenze zur Idolatrie oder zum Aberglauben. Dieser Umstand lässt sich in zahllosen britischen, skandinavischen und norddeutschen Pilgerberichten nachvollziehen, wo die Praxis eindeutig nicht den christlichen Reinheitsfantasien entspricht. (Besonders reich dokumentiert ist die Jerusalemer Pilgertätowierung. Zudem führt gerade Christian Kurrant eine qualitative Befragung und Analyse der gegenwärtigen Tätowierpraxis unter Jakobspilgern in Santiago de Compostela durch. Die Ergebnisse erscheinen 2021.) Zugleich verbietet Papst Hadrian I. die Tätowierung bzw. verschärft die Bedingungen, unter denen sie geduldet wird, nach der Synode von Chelsea bzw. dem Konzil von Northumbria, wo zwei Parteien in diesem Thema miteinander rivalisierten (eine eher römisch, eine eher iro-schottisch geprägt). Hier wird, um die kirchenpolitische Situation in Britannien einem Kompromiss zuzuführen, die als heidnisch verstandene Praxis geduldet, denn wenn „jemand diese Verletzung durch Färbung

für Gott ertrüge, würde er dafür hoch belohnt werden“ (Haddan/Stubbs 1964, 458). Solche Streitereien sollten jedoch vor dem Hintergrund gesehen werden, dass selbst in den Schriften von Beda Venerabilis zahlreiche bis zum Anathema führende Streitgespräche darüber stattfinden, wie die ordentliche Tonsur geschnitten zu sein habe.

Spuren legen

Eine detaillierte Analyse z. B. der altenglischen Chroniken (die seit Shakespeare offenbar keiner mehr angesehen hat) auf die Frage der Tätowierung bzw. Strategien der Körpertransformation hin wäre sicherlich sehr interessant, zumal viele heutige Tätowier-Künstler die zahlreichen Gestalten und Formen, die sich in illuminierten Manuskripten finden, als Quellen für ihr Bildrepertoire entdeckt haben. Desgleichen fänden sicherlich Kunsthistoriker viele Parallelen im Vergleich von antiken religiösen Tätowier-Matrizen mit dem Bild- und Zeichenbestand von Votivgaben, Petschaften, Siegelstöcken und Goldschmiedemarken.

Die christlich beeinflussten Tätowierungen in ethnischen Traditionen konnten häufig faszinieren, wie etwa die bei Christen in Äthiopien, Syrien oder Eritrea, aber auch bei den Aromunen, ein Volk im Norden Griechenlands, in Albanien und Nordmazedonien sowie auf Stećci (mittelalterliche Grabsteine), ebenfalls auf dem Balkan. Hierzu existieren zahlreiche zeitgenössische Fotobände und Flashsets (Tattoovorlagen).

Allerdings gibt es noch so gut wie keine Studien, die zum Beispiel den Einfluss auf christliche Tätowierungen in Nord- und Südamerika durch die dort vorgefundenen indigenen Kulturen untersuchen, die ihrerseits Stammestätowierungen in den Blick nehmen. Weil die Tätowierung eng mit kollektiven Identitätskonzepten zusammenhängt, wäre die Konkurrenz zur Religion der Kolonialisten interessant: Werden die indigenen Formen ausradiert oder behaupten sie sich oder überleben sie z. B. in kreolisierten Formen? Ein Anknüpfungspunkt, den ich in diesem Zusammenhang erwähnen will, aber nicht vertiefen kann, wäre die erste Heilige unter den sogenannten „First Nations“, die kanadische Indianerin Kateri Tekakwitha (1656–1680), die Papst Benedikt XVI. am 21. Oktober 2012 kanonisierte. Sie gehörte einer Gruppe der Mohawk-Indianer südlich von Montreal an und wird auch liebevoll „Lily of the Mohawks“ genannt. Die Tätowierung ist unter den Mohawk-Indianern bis heute hervorragend dokumentiert. Gleichwohl zeigt kein einziges der meist aus franko-amerikanischer Perspektive gemalten Portraits sie mit Tätowierungen, wenn auch häufig ihre indianische Tracht unter dem Habit hervorlugt. Ihre frühesten Biographen, die beiden Missionare Claude Chauchetière SJ und Pierre Cholenec SJ, die sie auch „Fleur de la Prairie“ (Blume der Prärie) nennen, erwähnen zwar in ihren Beschreibungen der Ureinwohner Amerikas die Tätowierungen. Dennoch ist auf keinem öffentlichen Gemälde oder einer Skulptur ein solches Zeichen zu erkennen.

Insgesamt ist auch in der gegenwärtigen christlichen Tätowierung eine starke Hybridisierung von genuin christlichen Motiven und Symbolen mit nicht-christlichen Elementen bemerkbar. Gleichzeitig hält sich, besonders bei evangelischen Christen, hartnäckig ein seltsam bürgerliches Unbehagen: Dieselben Menschen, die in allen Dingen mit ihrer Verbindlichkeit prahlen, scheuen sich davor, ein Zeichen auf ewig zu setzen. Auffällig sind dabei ihre ethisch aufgeladenen Gegenargumente gegenüber dieser ästhetischen Frömmigkeitsbewegung, etwa, die Tätowierung sei ungesund. Man will diesen festen Burgen der Christenheit zurufen: War denn je eine religiöse Praxis gesund oder vernünftig? Legt sich denn der Fakir auf ein Federbett?

Die Wiederentdeckung der Tätowierung als produktive Kraft christlicher Frömmigkeit könnte der sonst so halbherzigen Religionsausübung etwas zurückgeben, was sie vergessen hat: ihre entschiedene Unbedingtheit, ihre ungenierte Offenkundigkeit und ihre unverletzbare Individualität. Sie huldigt nicht dem Gott der dunklen Versenkung und der finsternen Innerlichkeit, sondern dem Gott der Oberflächen, dem Gott der Veräußerung. Es ist der Gott, der Feder, Rinde, Schale und Haut ihren Glanz schenkt. Es ist der Gott der Heiterkeit und der Gott der Schönheit. Er bricht das Brot nicht zur narzisstischen, bußfertigen Einverleibung, vielmehr bricht er das Licht zu Farben, die strahlen und leuchten.

Literatur

- Balthasar, Hans Urs, Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik. Band III.2, Einsiedeln 1967.
- Betz, Hans Dieter, Lukian von Samosata und das Neue Testament. Religionsgeschichtliche und paränetische Parallelen. Ein Beitrag zum Corpus Hellenisticum Novi Testamenti, Berlin 1961.
- Buber, Martin, Königum Gottes, Berlin 1936.
- Campbell, Paul-Henri, Nachdenken

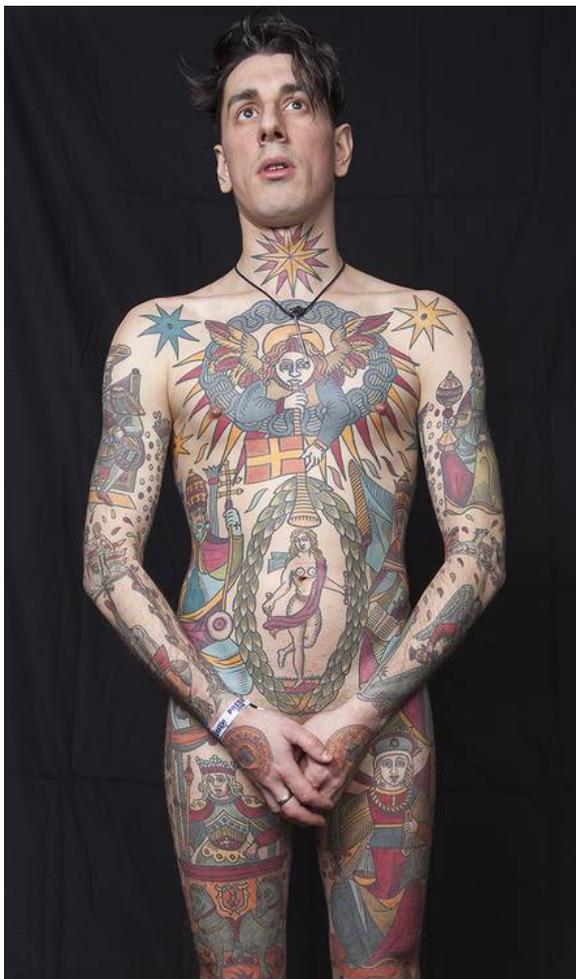


Bild 3: Micael de Poissy.

Vom Autor ist jüngst erschienen:

Campbell, Paul-Henri, *Tattoo & Religion. Die bunten Kathedralen des Selbst*, Heidelberg 2019.

über Haut. Nora Gomringer's Tattoo, in: *Die Wiederholung* 5 (12/2017) 18–29.

Gustafson, Mark, *The Tattoo in the Later Roman Empire and Beyond*, in: Caplan, Jane (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, Princeton 2000, 17–33.

Haddan, Arthur West/Stubbs, William, *Councils and Ecclesiastical Documents Relating to Great Britain and Ireland*, Bd. III, Oxford 1964.

Ibríc, Almir, *Bilder und Tätowierungen im Islam. Eine Einführung in die Ethik und Ästhetik des Polytheismusverbots*, Wien/Münster 2010.

Landfester, Ulrike, *Stichworte. Tätowierung und europäische Schriftkultur*, Berlin 2012.

Meinardus, Otto Friedrich August, *Auf den Spuren der heiligen Familie von Bethlehem nach Oberägypten*, Koblenz 1978.

Meinardus, Otto Friedrich August, *Die Reisen des Apostels Paulus. Nachvollzogen im 20. Jahrhundert*, Regensburg 1982.

Nancy, Jean-Luc, *Fremdartige Fremdkörper*, in: Kapust, Antje/Waldenfels, Bernhard (Hg.), *Kunst. Bild. Wahrnehmung. Blick*. Merleau-Ponty zum Hundertsten, München 2010, 51–60.

Oettermann, Stephan, *Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa*, Hamburg 1995.

Seuse, Heinrich, *Vie du bienheureux Suso*, Ms. 2929, Bibliothèque nationale et universitaire, Strasbourg.

Torgovnick, Kate, *For Some Jews, It Only Sounds like 'Taboo'*, in: *New York Times* vom 17.6.2008.

Bilder als Bedeutungsträger

Konstruktion und Darstellung von Identität und Authentizität in Social Media

Welchen Stellenwert visuelle Kommunikation heute hat, lässt sich nicht zuletzt in Social Media beobachten: Immer mehr treten Bilder und Videos in den Vordergrund. Die Macht der Bilder bleibt nicht ohne Wirkung auf die Nutzer, ihr Selbstverständnis und ihr Verhältnis zur Welt.

Die Wende zum Bild scheint vollendet: Die ursprünglichste Form der Kommunikation und des Ausdrucks, die der Schrift noch vorausläuft, hat medial, online, in- und außerhalb von Instagram, TikTok, Twitter und Facebook zu ihrer alten, immer vorhandenen, oftmals bestrittenen und umkämpften Macht zurückgefunden. In den Worten des Instagram-Gründers Kevin Systrom klingt dies folgendermaßen:

„People have always been visual – our brains are wired for images. Writing was a hack, a detour. Pictorial languages are how we all started to communicate – we are coming full circle. We are reverting to what is most natural. Instagram has always been a communication platform, not an image sharing tool. Instagram challenges the notion that beauty comes in a traditional, artsy form... it's not about the beauty, it's about the story you tell“ (Meeker 2019, 86).

Das Zitat entstammt dem „Internet-Trend-Report 2019“ der Marketing-Analystin Mary Meeker. Sie setzt Internet- und Bildgebrauch fürs Jahr 2019 als im Grunde äquivalente Begriffe. Die seit 20 Jahren parallel ansteigende Kurve der Bildnutzung und Bildproduktion, die eng mit den mobilen Smartphone-Kameras und der Internet-Verfügbarkeit zusammenhängt, wird mittlerweile durch nicht minder rasant anwachsende Formen der Bilddistributionen ergänzt. Bild und Fotografie sind eng zueinander gerückt.

Our brains are wired for images

Vor allem die Nutzung von Bewegtbild verzeichnet immense Wachstumsraten im digitalen Feld, in der Langform bei YouTube und IGTV und mehr noch in der Kurzform – Instagram Stories und die derzeit boomende Plattform TikTok, die auf 15-Sekunden-Clips setzt. Bilder werden live produziert und konsumiert, so auf der nicht nur für Gaming interessanten Streaming-Plattform Twitch. Bei Twitter bestehen 2019 mehr als 50 % der früher rein textbasierten Tweets aus Bildern, Videos oder anderen Bildmedien (Gifs), welche um die Aufmerksamkeit der Nutzer_innen konkurrieren.

Bildtrends der Digitalität lassen sich mit dem Begriff des Glatten (Byun-Chul Han) und des Gleitens (Peter Sloterdijk) bündeln, die Erklärungsmodelle anbieten für die Entwicklung zunehmender Ent-Wirklichung, die in medialen und kommunikativen Praktiken vollzogen wird.

Ein Bild ist simultan, nicht chronologisch strukturiert: Anders als beim Lesen eines Textes macht es schon auf den ersten Blick alle Informationen sichtbar. Die Inhalte eines Bildes können vermeintlich schnell entschlüsselt werden. Zugleich sind Bilder polysem, also vieldeutig; und in ihrer Polysemie können sie tiefe Inhalte und emotionale Qualitäten transportieren. Bilder können Themen und Grundverständnisse verborgen und an der Oberfläche zugleich inszenieren. Bilder rufen Gefühle und Wertekonstrukte hervor und ziehen diese an sich heran. Sie stellen dar und stellen her, sie können etwas zeigen und auf etwas Anderes verweisen, das nicht für alle erkennbar ist. Die Meme-Kultur des Internet spielt mit unmittelbar zugänglichen und zugleich extrem arkanen Aspekten der Bildkultur. Visuelle Strategien zu entziffern, erfordert das Aufbrechen von Simultanität und Polysemie, beispielsweise durch eine sozialwissenschaftlich kontrollierte, rekonstruktiv verlangsamte Wahrnehmung von Bildern und eine Einordnung in die Kontextualität ihres Wahrnehmungshorizonts. So lassen sich die Bezugsrahmen eines Bildes erschließen, welche für die Ebene der Produktion, der Bildgestaltung und der Rezeption je unterschiedlich gestaltet sind. Solche Bezugsrahmen wirken unreflektiert auch bei einem kurzen, oberflächlichen Blick, beispielsweise beim Scrollen durch den Instagram-Feed. Um Bildwirkungen zu erschließen, ist ihre Tiefenanalyse daher unerlässlich. Die rekonstruktive Sozialforschung wendet solche Verfahren inzwischen für unterschiedlichste visuelle Materialien an und erweitert sie um die Tiefendimensionen, welche Bildsemantiken und Bildwirkungen in ihren jeweiligen gesellschaftlichen und individuellen Dimensionen verankern. In der Analyse von visuellen Materialien in Social Media treten vielfältige weitere Kontextbedingungen und Aspekte hinzu, die sich um die Analyse zu Plattforminteressen, Medium, Kommunikationspraktiken, Kombination von Bildern und Texten, Möglichkeiten von Interaktion erweitern. Das Verstehen von Bildern in Social Media konzentriert sich also zum einen auf einen visuellen Gegenstandsbereich, zum anderen steht es in der



Viera Pirker ist Universitätsassistentin (Postdoc) am Institut für Praktische Theologie der Universität Wien (Fachbereich Religionspädagogik und Katechetik).

Herausforderung, spezifische lebensweltlich und technologisch eingebundene Praktiken mit zu bedenken und beide aufeinander zu beziehen.

Die Suggestionskraft von Bildern ist indes immens, und sie wirkt auch auf Menschen, die über ein hohes medienkritisches Bewusstsein für Bildbearbeitungssoftware, Werbeteams und professionelle Fotografie verfügen. Denn die ‚hautnahe‘ Begegnung und Interaktion mit unerreichbaren Vorbildern, die im intimen Raum des eigenen Smartphones ein oberflächlich schönes, erfolgreiches und strahlendes Leben in einem perfekten Körper präsentieren, scheint dem psychischen Wohlbefinden und dem Selbstwertgefühl von Kindern und Jugendlichen Schaden zuzufügen und negative psychische Dispositionen (Angst, Depression) wenn nicht zu induzieren, so doch, falls bereits vorhanden, zu verstärken.

Bilder und Bewegtbilder haben immer schon eine Herausforderung für die Konturierung von ‚Wahrheit‘ dargestellt und werden dies in der Gegenwart vielleicht mehr denn je. Durch Augmentierungen von Bildern erweitern sich die Möglichkeiten des Storytellings kontinuierlich. Bilder und Videos werden bearbeitet, verschönert, einem spezifischen visuellen Code unterworfen, mit Text und Adaptierungen ergänzt und in die Welt gesendet. Die Komplexität, wie solche multiplen Bildschichtungen zu dekodieren sind, hat zugenommen. Die Möglichkeiten der Bild- und Videobearbeitung entwickeln sich auch durch die Techniken des Deep Fake (Videobearbeitung durch maschinelles Lernen) täglich weiter.

Bilder und Gesten, die über (Bewegt-)Bild übermittelt sind, springen zwischen virtueller und körperlicher Welt hin und her. So haben Gestiken der Verhöhnung von unterlegenen Gegnern aus dem Koop-Survival-Spiel Fortnite in den Mannschaftssport und auf dem Schulhof Einzug gehalten, und Emojis, die unnatürliche Grimassen ziehen, werden mit realen Gesichtern nachgestellt.

People have always been visual

In der Geschichte des Christentums wurden Bilder als visuelle Kodierungen immer auch zur Predigt und zur Vermittlung des Evangeliums verwendet. Wie auch die Schrift, so leitet die Malerei die Menschen zur Erinnerung an, befand Gregor der Große. In der Ikone der Ostkirchen wird das Bild zu einer ins Himmlische reichenden Instanz. Im Frühsommer 2019 hatte der Vatikan auf seiner Webseite eine Bildstrecke implementiert, die sieben zentrale Begriffe mit zentralen Bildern des Franziskus-Pontifikats vereinte. Zärtlichkeit – Barmherzigkeit – Mission – Freude – Glauben – Mut – Solidarität wurden als Bildpredigten montiert: Der Papst mit dem Lamm auf den Schultern, ein Baby auf dem Arm, bei der Fußwaschung, mit Jugendlichen während der Jugendsynode, die Hände des Franziskus mit einem Rosenkranz: So erfolgt eine visuelle Predigt, die sich in Zugänglichkeit und Klarheit sofort erschließt, ohne dass viele Worte gemacht werden müssen.

Die Präsenz religiöser Individuen und Gruppen in sozialen Netzwerken prägt die gesellschaftliche Wahrnehmung von Religion und ihr ‚Bild‘ in der Öffentlichkeit. Praktiken religiöser Selbsterzählungen und Inszenierungen begegnen auch auf Social-Media-Plattformen. Auch Instagram hat sich in den vergangenen Jahren zu einem Ort religiöser Praxis in einem tendenziell nicht mit Religion und Glauben konnotierten Umfeld entwickelt. Religion, christlicher Glaube, katholische und evangelische Praxis, Bibel, Kirche und Theologie begegnen inzwischen als breit bespielte Nischenthemen. Der Papst wirkt auf seinem 2016 eröffneten Account @franciscus als größter katholischer Influencer und ist Gegenstand religionswissenschaftlicher Forschung zur Konturierung von Autorität: „As Instagram is a public platform that mostly facilitates the promotion of individuals through visual communication, we view the institutional feeds of leaders as online efforts to foster a form of charismatic authority“ (Golan/Martini 2019, 2). Neben amerikanischen und spanischsprachigen Accounts mit hunderttausenden Followern machen sich die offiziellen kirchlichen Accounts @katholisch_de – im Herbst 2017 gestartet – mit aktuell 17.300 Followern und @evangelisch.de mit 10.900 Followern noch recht klein aus, doch sie sind im Wachsen begriffen. Auch im deutschsprachigen Raum wurden in den vergangenen zwei Jahren unzählige religiöse Accounts eröffnet, auf denen Glaubenskommunikation, Seelsorge, Herzensbildung, Predigt, Mission, Gebetsgemeinschaft und vieles mehr geschieht. Wer in Deutschland religiös kommuniziert, macht dies häufig eindeutig, mitunter missionarisch. Sichtbar machen sich in diesem Feld vorrangig aktive, auch professionelle religiöse Praktiker_innen wie Pastor_innen oder Ordensleute ebenso wie charismatisch geprägte, fundamentalistisch orientierte oder freikirchliche Christ_innen. Konfessionalität dient bei Instagram als Identitätsmarker, und wer kirchenoffiziell kommuniziert, praktiziert dies meist erkennbar evangelisch oder katholisch; freikirchliche Kreise stellen ihre klare Orientierung an Bibel und Jesus ins Zentrum. Einzelpersonen agieren auch im religiösen Feld mit den Strategien des Influencer-Marketings.

Writing was a hack, a detour

Ist Schreiben wirklich nur ein Umweg in einer durchgehend piktoralen kommunikativen Existenz? Verloren gegangen ist das Schreiben keineswegs. Menschen sprechen, schreiben, ergänzen, interpretieren Bilder, sie kommunizieren im Schreiben, das sie durch Emojis um eine emotionale Dimension anreichern. Ist es ein Rückschritt oder ein Fortschritt, wenn sich die Kommunikation wieder so sehr zum Bild hinwendet? Das Wort ermöglicht die größere Distanz, Bedeutungsergründung, Logik, Interpretation und Perspektivübernahme. In ihrer Rede zur Nobelpreisverleihung merkt Olga Tokarczuk bildkritisch an: Eine Oberfläche lässt sich in Bildern erzählen, doch die Literatur ist eine der wenigen Sphären, die das innere Argumentieren und die Motivlagen von Charakteren, die anderweitig unzugängliche innere

Erfahrungsdimension einer anderen Person zugänglich machen. Nur durch die Literatur ist es möglich, tief in das Leben und die Vernunft, die Gefühle und die Interpretation von Erfahrungen einer anderen Person hineinzusteigen (vgl. Tokarczuk 2019, 13–14).

It's not about the beauty

Instagram wird eher von jüngeren Zielgruppen genutzt, die 16- bis 29-Jährigen sind dort besonders stark vertreten. Jugendliche interessieren sich bei Instagram vor allem dafür, dem Alltag von Personen aus dem persönlichen Umfeld zu folgen, den diese per Foto und Video dokumentieren (vgl. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2018, 40 f.). 82 % der Jugendlichen folgen häufig Leuten, die sie persönlich kennen, während das Interesse am Alltag von Stars und Prominenten etwas geringer ausgeprägt ist – nur ein Drittel der Jugendlichen folgt diesen intensiv; 14 % folgen häufig Firmen, wie beispielsweise (Mode-) Labels. 40 % der Mädchen orientieren sich an Stars und Promis, vor allem Künstler_innen und Musiker_innen, unter den Jungen sind das nur 23 %, die eher Fußballern und Sportlern folgen. Nur etwa einer von zehn Jugendlichen gibt jedoch an, selbst ‚häufig‘ Fotos, Videos oder die sich selbst löschenden Storys einzustellen, weniger als 50 % tun dies ‚gelegentlich‘ – sie schauen lieber anderen zu, als den eigenen Alltag zu zeigen. Ein Viertel der Jugendlichen kommentiert häufig Fotos und Videos, die andere gepostet haben. Obwohl die Plattform eine aktive Nutzung denkbar leicht macht, wird sie von Jugendlichen eher in Consume- als in Prosume-Haltung verwendet. „Im Vergleich zum Vorjahr erzeugen die Nutzer selbst offenbar weniger Bild-Content, jeder Achte postet häufig Fotos/Bilder“ (ebd. 41) – 2017 war es noch jede_r Fünfte. Der Anteil an Unterhaltung wächst, jedoch nicht unbedingt zum Wohlbefinden der Nutzer_innen. Denn im Blick auf psychische Gesundheit weiß man inzwischen, dass aktive Social-Media-Nutzung bei psychisch gesunden Nutzer_innen zum Wohlbefinden beiträgt, da sie das soziale Kapital erhöht und das Gefühl der Einbindung unterstützt, während passive Nutzung eher soziale Vergleiche und Neid hervorruft und negative Affekte aufs subjektive Wohlbefinden nach sich zieht. Insbesondere auf Mädchen haben die vielfältig produzierten und idealisierten Körperbilder einen negativen Effekt (vgl. Pirker 2018).

Was ist, soll auch abgebildet gut aussehen: Lokale in urbanen Zentren und auf dem Land gleichermaßen richten sich in einem Stil ein, der dem Mainstream-Geschmack auf Social-Media-Plattformen entspricht. Gerichte im Restaurant werden auch danach beurteilt, ob sie ‚instagramesk‘ sind, und deshalb von den Köchen auch daraufhin angerichtet. Die gestreifte Müsli-Bowl, der Einrichtungs- und Lebensstil, die Kleidung, die nächste Reise, die Gestaltung des Alltags und die Inhalte der Bücherregale wurden von den Bildern der zentralen Inspirationsplattform beeinflusst und fließen als Bilder dorthin zurück. Menschen konstruieren ihre Online-Identität auch durch Teilhabe und Reproduktion, denn in der Regel bewegen sich diese Praktiken in einem erreichbaren Horizont. Eine bestimmte internationale und globale Szene erreicht dadurch hohe visuelle Gleichförmigkeit, wobei immer auch Interesse, Raum und Potenzial für kreative Gegenerzählungen besteht.

Die besondere Qualität von Medienbildern und die Hinterfragung der Repräsentation von Inhalten in Bildmedien haben sich durch die individuellen, häufig auch ökonomischen Interessen folgenden Bildpraktiken in Social Media erweitert und verändert. Nicht mehr das Perfekte gilt, sondern das Authentische. Doch was Authentizität vermittelt, liegt ganz im Auge des Betrachters. So kann auf YouTube ein handgemacht wirkendes, schlecht beleuchtetes und gegen alle Konventionen geschnittenes Video, wie es in den ‚konventionellen‘ Bewegtbildmedien Film und Fernsehen kaum erlaubt sein könnte, immense Reichweite erzielen (vgl. Frühbrodt/Floren 2019, 35 f.). Die Seh- und Rezeptionsgewohnheiten ändern sich, die direkte Ansprache der Zuschauer_innen im Real Talk ist in Social Media zum Alltag geworden. Hier wird alles verhandelt: Tagesplan und Tagesrückblick, Kleidungsfragen, Umgang mit Erkrankungen, Ernährungstipps, Gewinnspiele, Erzählungen vom Alltag und von Erlebnissen, Livestreams beim Shoppen, Anziehen, Tanzen, Essen, Spielen, Training, Lernen, Leben – und in den religiösen Nischen Gebet, Segen, Heilung, Predigt, Anbetung, religiöse Ansichten und Bibellektüre.

It's about the story you tell

Auf Plattformen wie Instagram werden Bildfragen, Identitätskonstruktion, Bekenntnis und Relationalität hochgradig subjektiv und positional verhandelt. Auf der Oberfläche von Instagram lässt sich einiges von dem erkennen, wie Menschen heute ihre Identität konstruieren, aber auch, an welche Grenzen sie damit stoßen. Die virtuell erfahrene Welt verschränkt sich in unglaublich vielen Bereichen engstens mit der Realität. Was emotional tangierend im Netz geschieht, hat reale Implikationen, im Guten und im Schlechten. Obwohl alle wissen, dass die Online-Bilder bearbeitet sind, dass Nähe nur imaginiert wird und Marketingmaschinen durchgreifen, wird den Akteur_innen ein hoher Wahrheits- und Glaubwürdigkeitsfaktor zugestanden – sie transportieren Authentizität, die in Social Media nicht mehr als ein ‚subjektives Gefühl der Stimmigkeit‘ der Produzent_in zu verstehen ist, sondern auf Seiten der Rezipient_innen konstruiert wird: Authentizität wird wahrgenommen und zurückgespiegelt. Hinzu kommt, dass Bilder eine affirmative Rezeption erzeugen, d. h. dass sie wahrheitshaltiger wirken als Text: eine gefährliche Verlockung.

Kohärenz, Authentizität und Anerkennung galten als zentrale individuelle Syntheseleistungen im Prozess der Identitätskonstruktion. Doch das Verständnis von Authentizität hat sich in den Jahren der Social-Media-Praktiken erkennbar verschoben. Authentizität galt als kontinuierliches Ergebnis eines inneren stimmigen

Passungsverhältnisses, in dem eine Person mit sich selbst ‚stimmig‘ und ‚im Reinen‘ ist und das Gefühl hat, etwas Gelungenes geschaffen zu haben. Dieses subjektive Gefühl der Stimmigkeit und Gelungenheit wurde wesentlich im inneren Identitätsgefühl verankert, das sich zwischen den Polen ‚authentisch/positiv‘ bzw. ‚nicht-authentisch/negativ‘ bewegt und darin Selbstbewertungen vornimmt. Ein positiv ausgeprägtes Gefühl schien zu einer mutigen und prospektiven Identitätsarbeit an Entwürfen und Projekten zu verhelfen. Im Horizont von Bildpraktiken und Anerkennungspraktiken der Social Media wird Authentizität stärker zu einem Objekt der Verhandlung: Authentizität wird zugesprochen. Die erzählte Story soll abgenommen werden und authentisch wirken, nicht unbedingt das Individuum in seiner Persönlichkeit.

Als wesentliche Bedeutungsträger in den Selbst- und Welterzählungen der Gegenwart müssen Bilder in ihrer Qualität als Aufmerksamkeits- und Kommunikationsgeneratoren betrachtet werden. Eine Analyse des Selbst- und Weltverhältnisses junger Menschen ohne Berücksichtigung ihres Umgangs mit Bildern, auch in der Rückwirkung auf ihre Selbsterzählung, kann heute als obsolet gelten. Zugleich dürfen eine kritische und bildtheoretisch informierte Pädagogik und Theologie keinesfalls den Blick auf konkrete Bedingungen der jungen Generation aus dem Blick verlieren. Arbeitsmarkt, psychische Gesundheit, Kreativität und Lebensqualität der sozialen Beziehungen sind auch unabhängig von ihrer medialen Kommunikation relevant und dürfen weder den hier geltenden ästhetischen, normierenden und ökonomischen Regeln unterworfen noch daran gemessen werden. Kritisch kommunizierende Accounts thematisieren diese Doppelstrategien bereits aktiv und weisen vielfach auf die Diskrepanzen zwischen ‚Schein‘ und ‚Sein‘ hin.

Überhaupt kommt der in den Theorie-Ansätzen der letzten Jahrzehnte wiederholt eingeklagten Kritischen Theorie verschiedener Generationen wieder neue Bedeutung zu. Nicht zuletzt die politische Mobilisierung der Generation Millennium in den letzten Jahren lässt auf einen kritischeren Umgang auch mit den ‚sozialen Medien‘ und ihren Auswirkungen auf das Selbst- und Weltverhältnis hoffen.

Literatur

Frühbrodt, Lutz/Floren, Annette, Unboxing YouTube. Im Netzwerk der Profis und Profiteure (OBS-Arbeitsheft 98), Frankfurt am Main 2019.

Golan, Oren/Martini, Michele, The Making of Contemporary Papacy: Manufactured Charisma and Instagram, in: Information, Communication & Society 1/2019, 1–18.

Meeker, Mary, [Internet Trends Report 2019](#) (alle Internetquellen abgerufen am 10.12.2019).

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hg.), [JIM-Studie 2018. Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger](#), Stuttgart 2018.

Pirker, Viera, Social Media und psychische Gesundheit. Am Beispiel der Identitätskonstruktion auf Instagram, in: Communicatio Socialis 51 (4/2018) 467–480.

Tokarczuk, Olga, The Tender Narrator. Nobel Lecture 2018, Stockholm 2019.

Jugendkirchen

Wenn der (Kirchen-)Raum die Haltung widerspiegelt

Passt die Gestalt unserer Kirchen noch für die heutigen Menschen? Besonders konsequent stellen sich dieser Frage Jugendkirchen. Eileen Krauße stellt verschiedene Formen von Jugendkirchen vor und zeigt, welche theologische Botschaft Ästhetik haben kann.

Waren Sie schon einmal in einer Jugendkirche?

Haben Sie sich wohlgefühlt?

War etwas anders oder ungewöhnlich für Sie?

Wenn ich an Jugendkirchen denke, fällt mir zunächst die Ästhetik ein. Jugendkirchen strahlen eine besondere Atmosphäre aus, haben für Kirchenräume ungewöhnliche Gestaltelemente. Zudem denke ich an Lichtinszenierungen und stimmungsvolle Musik – gerade im Gottesdienst. Ich habe durch und durch das Gefühl, es hat sich jemand Gedanken gemacht. Wenn ich eine Jugendkirche zum ersten Mal betrete, bin ich neugierig und freue ich mich, in mir unbekanntem Kirchenräumen Spannendes zu entdecken.

Jugendkirchen gibt es seit 19 Jahren und mittlerweile in fast allen Bistümern in Deutschland. Waren Jugendkirchen zunächst außergewöhnlich und als Projekt angelegt, sind sie nun als ein Handlungsfeld ein wichtiger Baustein in der Fülle der Angebote von Jugendpastoral. (Die weiteren 14 jugendpastoralen Handlungsfelder und ihre Spezifika sind auf www.jugendpastoral.de nachzulesen.) Die jugendpastorale Vielfalt antwortet auf die Lebenswelten junger Menschen und Jugendkirchen sind ein Teil davon.

Die Anfänge

Als erste katholische Jugendkirche in Deutschland lässt sich die Jugendkirche TABGHA in Oberhausen bezeichnen. Noch vor Ende des Experimentstatus der Jugendkirche TABGHA, der auf fünf Jahre angelegt war, entstanden weitere Jugendkirchen – mittlerweile gibt es deutschlandweit 45 katholische Jugendkirchen. (Zur Vernetzungslandkarte aller Jugendkirchenstandorte in Deutschland gelangt man über www.afj.de/themen/jugendkirchen.)

Doch was war damals eigentlich das Neue und Besondere? Zunächst war das Alleinstellungsmerkmal der Kirchenraum, der als offener und für die jungen Menschen gestaltbarer Raum angeboten wurde. Damit verbanden sich konzeptionelle Überlegungen: „Einerseits soll den jungen Menschen signalisiert werden, wir meinen es ernst mit unserem Angebot an euch, denn wir stellen euch etwas zur Verfügung, das uns etwas wert ist, etwas, das uns heilig ist. Zum zweiten wird auf die ‚Raumsprache‘ eines Kirchenraums und seine Inszenierung vertraut. Bei allem, was Jugendliche in dem Kirchenraum tun, soll deutlich bleiben, dass sie es im Angesicht Gottes tun“ (Hobelsberger 2009, 92).

Das Besondere an Jugendkirchen ist, dass sie sich die konzeptionelle Weiterentwicklung von Anfang an auf die Fahnen geschrieben haben, so wie es Elisa Stams in ihrem abschließenden Fazit zum Experiment der Jugendkirche TAGHA beschreibt: „Als besonders zukunftsweisend erweist sich dabei die Anlage des Projekts ‚Jugendkirche‘ in der Form des (wissenschaftlich begleiteten) Experiments: Die Jugendkirche ist nicht durch rigide Planungsmuster in ihrer Arbeit eingeengt, sondern kann konzeptionell variabler reagieren. Auch mit der Jugendkirche ist der ‚Stein des Weisen‘ nicht gefunden, aber eine neue, in Teilbereichen sehr vielversprechende Suche hat begonnen“ (Stams 2008, 436).

Jugendkirchenformate

Diese sehr vielversprechende Suche hat eine mittlerweile 19-jährige Geschichte, in der sich unterschiedliche Konzepte ausgehend von der Grundidee Jugendkirche entwickelt haben. Das Bereitstellen eines (sakralen) Raumes bleibt bis heute wichtig und ist ein Spezifikum von Jugendkirchen, nur ist das Vorhandensein eines Kirchenraums nicht mehr das ausschließliche Kriterium. Jugendkirchen erscheinen in folgenden Formen:

- **Jugendkirchen mit Kirchenraumkonzept**

„Als Jugendkirche unterscheidet sich KANA in manchem von ‚klassischen‘ Kirchen, bringt gleichzeitig aber auch viele Gemeinsamkeiten mit. Das Wort Kirche in ‚Jugendkirche‘ steht unter anderem für... neue Ideen // Veranstaltungen // Projekte... die den Kirchenraum als zentrales Element in den Fokus nehmen. Diesen durch kreatives und innovatives Arbeiten mit jugendlicher Lebenswelt zu verbinden ist ein grundlegender Gedanke der jugendkirchlichen Arbeit. [...] Jugendkirche lebt allerdings auch von Veränderung. So bringt unsere Arbeit immer auch ein Stück Veränderung in den Kirchenraum. Von ausgestellten Bildern, über Rauminstallationen zu



Eileen Krauße ist Referentin für Jugendpastorale Bildung in der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz (afj) und unter anderem für die bundesweite Vernetzung der Verantwortlichen in Jugendkirchen zuständig.

einem bestimmten Thema bis hin zur gänzlichen Umgestaltung während unseres Großprojekts.“
(<https://jugendkirche-wiesbaden.bistumlimburg.de/beitrag/kana-die-idee-der-jugendkirche/>)
Jugendkirchen mit Kirchenraumkonzept haben einen Kirchenraum zur Verfügung, den sie sowohl für Gottesdienste als auch für Aktionen und Projekte nutzen. Diese sind konzeptionell bewusst im Kirchenraum angesiedelt. Jugendkirchen mit Kirchenraumkonzept sind die Ursprungsjugendkirchen, die die Idee des Raumgebens für junge Menschen erstmalig umgesetzt haben. Hervorstechendes optisches Merkmal ist wohl zunächst das Fehlen von Kirchenbänken, um mit Bestuhlung flexibler sein zu können. Weiteres optisches Merkmal ist die Gestaltung durch Jugendliche, die oftmals eine andere Ästhetik in die Kirche bringt. Konzeptionell ist der Kirchenraum somit Gestaltungsraum, Aneignungsraum, Resonanzraum und Bühne und Ausstellungsraum (vgl. Hobelsberger 2009, 92–96).

- **Hausjugendkirchen**

„kafarna:um ist eine Hauskirche von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Aachen. Und vielleicht ist es bald auch Deine Kirche. In kafarna:um muss man nicht Mitglied werden. Du kommst einfach vorbei und wenn Du willst, kommst Du wieder. Weil hier so gut wie täglich neue Freundschaften entstehen oder jemand die ganz große Liebe findet. Weil hier fast jeden Abend ein Feuer brennt, jemand wunder:volle Musik spielt oder es so lecker aus der Küche duftet. Weil Du hier endlich so beten kannst, wie du es brauchst oder mit anderen nach Antworten auf die kniffligen Fragen des Lebens suchen kannst.“
(www.kafarnaum.de/neu-hier/)

Hausjugendkirchen finden haben einen festen Ort, an dem über die Liturgie hinaus das tägliche Leben geteilt wird. Eine Hausjugendkirche ist ein Raum, der kein Kirchenraum ist, sondern vielmehr ein Raum bzw. eine ganze Wohnung, der/die als Jugendraum genutzt wird und durch einen Meditations-/Gebetsraum quasi „sakralisiert“ wird. Hier wird Gemeinschaft gelebt und so ähnlich dem Modell der urchristlichen Hauskirche Kirche erfahren. In der Hausjugendkirche herrscht ein Geist der Gleichberechtigung, alle bilden gemeinsam Gemeinde, jede/-r hat Zugang (und Schlüssel). Insofern ist die Hausjugendkirche keine geschlossene Gesellschaft und offen für neue Leute.

- **Mobile Jugendkirchen**

„OOPS - die mobile Jugendkirche des Dekanats Heidenheim - findet viermal jährlich abwechselnd in den Gemeinden des Dekanats statt. OOPS bietet Freiraum um neue Gottesdienstformen kennen zu lernen, Glauben neu zu erleben und sich mit allen Sinnen ansprechen zu lassen. OOPS-Gottesdienste finden je an einem Sonntag im Januar, April, Juli und Oktober immer um 18:00 Uhr statt. Außerdem lädt die BDKJ-Dekanatsleitung am 1. Adventssonntag zum OOPS 4+1 ein.“

(<https://heidenheim.bdkj.info/themen/mobile-jugendkirche-oops/>)

Mobile Jugendkirchen sind aufsuchend, bereiten vor und feiern mit Jugendlichen Gottesdienst – in einer Kirche oder an anderen Orten. Sie nutzen Kirchenräume oder andere Orte und bestehen vorrangig im ländlichen Raum. Die Mobilität ist konzeptionell festgeschrieben, um auf die Gegebenheiten vor Ort reagieren zu können.

- **Teilmobile Jugendkirchen**

„Sam versteht sich als Jugendkirche ohne festen Standort. In der Regel finden die Gottesdienste in St. Michael (Berlin - Kreuzberg) statt, darüber hinaus wird man in der Kirche allerdings nicht erkennen, dass hier eine Jugendkirche angesiedelt ist. Stattdessen geht sam zu den Lebensorten der Jugendlichen, um gemäß dem Leitbild kirchliche Tradition und Jugendkultur aufeinandertreffen und daraus neue Impulse entstehen zu lassen.“

(www.jugendkirche-berlin.de/ueber-uns)

Teilmobile Jugendkirchen haben einen festen Standort und dort auch feste und regelmäßige Angebote, sind aber dennoch mobil und aufsuchend, wenn sie andere Orte für Gottesdienste und/oder Projekte nutzen. Sie versuchen, neben einer Komm-Struktur bewusst andere Orte aufzusuchen und dort mit den jungen Menschen in Kontakt kommen.

Allen Jugendkirchenformen ist somit eines gemeinsam: Jungen Menschen wird Raum gegeben, sich und ihre Vorstellungen von Kirche einzubringen und zu leben.

Immer mehr Jugendliche haben eine geringe Sozialisierung in Religion und Kirche hinein erfahren, sodass neue Arten von Begegnung mit den jungen Menschen gesucht werden und sich Konzepte weiterentwickeln müssen. In Jugendkirchen geschieht das durch Ausprobieren neuer Formate und Ideen, die auf das reagieren, was bei Jugendlichen aktuell ist.

Jungen Menschen wird durch und in Jugendkirchen die Gelegenheit gegeben, sich mit ihrem Leben, mit ihrer Sehnsucht, mit Gott auseinanderzusetzen. In Jugendkirchen geschieht dies auf vielfältige Weise: durch Kulturarbeit, durch Begegnung, durch Gottesdienst, durch Verkündigung und Projekte. Auch hier kommt die Bandbreite der jugendpastoralen Methoden zur Anwendung, doch scheint dabei eins im Vordergrund zu stehen: der Versuch einer Antwort auf die Sehnsucht nach mehr, die Sehnsucht nach Spiritualität. Jugendkirchen haben die Möglichkeit, Gottesdienstorte zu schaffen, und sie haben ihre große Stärke in einer jugendaffinen Liturgie, an deren Vorbereitung Jugendliche mitwirken. Jugendkirchen

eröffnen demnach Lebens- und Glaubensräume für junge Menschen und versuchen sich immer wieder neu auf die Lebenswirklichkeiten der jungen Menschen einzustellen.

Jugendkirchen sind ästhetisch ansprechende Orte. Es wird Wert auf Raumgestaltung gelegt, wozu Lichtinszenierung und Stationen der Partizipation gehören können. In manchen Jugendkirchen wird Alltägliches mit dem Kirchenraum vermischt – so findet man moderne Sitzgelegenheiten oder Caféelemente. Das ist keine Anbiederung an jugendlichen Zeitgeist, sondern ein Zeichen von konzeptionellen Überlegungen und Qualität. Es wird Wert auf eine Atmosphäre des Willkommens gelegt – bis hin zur Begrüßung mit den Worten: „Schön, dass du da bist.“ Ebenso gibt es in Jugendkirchen Elemente, die von Jugendlichen genutzt werden können: ein „Fenster zum Himmel“, also eine Glaswand, auf die jederzeit Fürbitten und Wünsche an Gott geschrieben werden können, oder Bücher, in denen Gedanken Platz finden.

Der ganze Raum drückt Wertschätzung aus und eine Verknüpfung von Lebenswelt und Spiritualität. Dafür braucht es nicht zwingend ein großes Budget und exklusive Technik, wohl aber die Überlegung, welche theologischen Vorgaben es für bestimmte Elemente im Kirchenraum gibt und wie man sie in die heutige Zeit übersetzen kann.

Zudem können junge Menschen hier einfach nur sein. Sie müssen nicht unbedingt mitgestalten, sondern können Resonanz geben. Immer wieder neu diesen Erfahrungsraum für junge Menschen zu öffnen und ihn immer wieder umzugestalten, zeugt von Wertschätzung den jungen Menschen gegenüber und macht theologisch Sinn: Ein solcher Kirchenraum drückt implizit und explizit aus: Du bist von Gott geliebt, du bist angenommen vor jeder Leistung, du darfst hier Kirche mitgestalten. Schön, dass du da bist.

Teile des Artikels sind einer [Broschüre](#) entnommen, die über die afj bezogen werden kann: [Jugendkirche gibt jungen Menschen \(sakralen\) Raum. Eine Beschreibung der aktuellen Situation der katholischen Jugendkirchen in den deutschen \(Erz-\)Bistümern, Düsseldorf 2015.](#)

Literatur

Hobelsberger, Hans, Faszination Jugendkirche. Zentrale Kennzeichen und Aspekte, in: Gaab, Judith u. a. (Hg.), Vielleicht schau ich mal rein ... Jugendkirche als religiöser Erfahrungsraum, Ostfildern 2009, 89–105.

Stams, Elisa, Das Experiment Jugendkirche. Die ersten Jahre der Jugendkirche TABGHA in Oberhausen. Eine exemplarische Fallstudie zur Problematik jugendpastoraler Neuorientierung, Stuttgart 2008.

Missionarisch durch den Verzicht auf Mission

Gegenwärtigkeit als ästhetischer und pastoraler Stil der Kunst-Station Sankt Peter Köln

Die Kunst-Station Sankt Peter in einer Kölner Kirche will nicht einfach Gegenwartskunst für die in die Krise geratene christliche Verkündigung einspannen, betont P. Stephan Kessler. Vielmehr bietet sie einen Raum, in dem Kunstschaffen und Gemeindeleben in eine spannende Begegnung eintreten können und Kirche einen neuen Stil der Gastfreiheit gewinnt.

Wenn sich die christliche Botschaft auf das (gesprochene) Wort allein verlässt, hat sie es unter den aktuellen kulturellen Gegebenheiten schwer. Schwerer als früher. Im Gegensatz zu der Vorstellung, dass Glaube ausschließlich vom Hören des Wortes käme, lehren die heutigen Trends, dass dem Wort an sich im Kommunikationsgeschehen ein deutlich verminderter Stellenwert zukommt. Weit über Wort und Hören des Wortes hinaus geschieht Kommunikation bzw. Verkündigung heute multisensorisch oder eben gar nicht. Das Wort allein ist schal geworden. Um in der Gegenwart Gehör zu finden, braucht es, was die ignatianische Tradition „Anwendung der Sinne“ nennt, und es braucht Stil. Aktuell antwortet auf eine zunehmend als weniger übersichtlich wahrgenommene globalisierte Welt und auf den Zwang einer alle Verhältnisse durchziehenden Ökonomisierung die Gegenbewegung einer verstärkten Ästhetisierung: Kunst und deren Inszenierung liegen im Zeitgeist, sind hip. Design bestimmt über Moden, Marken und Markt. Es lässt sich ein Museums- und Ausstellungsfieber diagnostizieren. Die Künste bieten mit ihrer Freiheit und der ihnen eigenen Transzendenzfähigkeit die Möglichkeit einer Deutung des Lebens und der Welt an. Diese Interpretationshoheit war über Jahrhunderte ein Privileg und der *unique selling purpose* kirchlicher Verkündigung. Diese hat jedoch seit Beginn der Moderne den Kontakt zu den zeitgenössischen ästhetischen Entwicklungen weitgehend verloren. Im Zeitalter einer verstärkten Ästhetisierung brauchen die Kirchen reale und taktile Berührung und Umgang mit den kulturellen Themen der Gegenwart, wenn sie sich nicht in die Nische einer sklerotisch gelähmten Heilsinstitution bzw. Ritusagentur für gestrige Milieus zurückziehen wollen.

Der wachsende Stellenwert von Bild und Klang, von Optik, Audition und Design hat in den religiösen Kontexten eines auf einem Wortereignis fußenden Glaubens bisher nicht wirklich Resonanz gefunden. Die Kirchen haben aktuell nur ein unzureichendes Gehör für das entwickelt, was der Zeitgeist den Gemeinden ästhetisch sagt (Offenbarung 2,11). Angesichts des kulturellen Wandels, der mit *iconic* bzw. *auditive turn* umschrieben wird, versucht die Kunst-Station Sankt Peter Köln seit Jahrzehnten exemplarisch, einen experimentellen Übungsort für den Diskurs mit der Kultur der Gegenwart zu realisieren. Entsprechend dem jesuanischen Missionsbefehl (Matthäus 28,19) zielen die künstlerischen und gottesdienstlichen Aktivitäten an dieser Kirche nicht vorrangig auf die ethisch-moralische Belehrung von Individuen. Der Fokus liegt auf einem voraussetzungslosen Durchdringen von sozialen und ästhetischen Räumen der zeitgenössischen Kultur mit abstrakter Gegenwartskunst und Neuer Musik. Das könnte elitär erscheinen, weil es nicht alle erreicht. Aber auch die vermeintliche Volkskirche erreicht zunehmend einen immer kleiner werdenden Bruchteil der Gesellschaft und der Erhalt ihrer Strukturen ist kein ausdrücklicher Auftrag des Evangeliums. Es geht um die Menschen von heute in ihren kulturellen Ausdrucksformen. Die biblische Sendung, in die „ganze Welt“ und zu „allen Völkern“ zu gehen, hat eine bedrängend universale Dynamik jenseits eingetretener Pfade kirchlicher Verkündigung in allzu bekannten Milieus. Evangelium und Glaube brauchen Räume, in denen sie sich vor aller Rechtgläubigkeit absichtslos aufhalten und sich entfalten können. Damit das gelingt, muss Kirche lernen, sich auf der Höhe der (Jetzt-)Zeit zu bewegen und eine Resonanzfähigkeit für das Heilige inmitten einer säkularen Kultur zu entwickeln. Dafür möchte in der Tradition der Geistlichen Übungen der Exerzitien die Kunst-Station Sankt Peter Köln einen qualifiziert zeitgenössischen Übungsort darstellen.



Dr. Stephan Ch. Kessler SJ ist Pfarrer der Kunst-Station Sankt Peter Köln und lehrt Historische Theologie an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt a. M. Langjährige Ausbildungsverantwortung für Jesuiten und Diözesen, Exerzitien und Begleitung.





Bild 1: Ausstellung Jesse Magee: Mutterboden, 2015. © Kunst-Station Sankt Peter Köln, Foto: Christopher Clem Franken.

Kontext und Konzept der Kunst-Station

Die eher bescheidene Kirche des Apostels Petrus in Köln ist eine gewöhnliche katholische Pfarrkirche im Reigen bedeutender Basiliken der Innenstadt. Einerseits. Andererseits verbirgt sich hinter dem romanisch-spätgotischen Bau eine durch ihr bewusst zeitgenössisches Profil außergewöhnliche Gemeinde. Aufgrund der künstlerischen Interventionen im Kirchenraum mit abstrakter Gegenwartskunst und experimenteller Neuer (Orgel-)Musik ist die Kunst-Station Sankt Peter Köln ein außergewöhnlicher kirchlicher Ort. Er ist für Menschen aus verschiedenen Milieus anziehend und irritierend zugleich.

Dass nach den aktuellen Maßstäben kirchlicher Zusammenlegungen und pastoraler Konzentration Sankt Peter als (Klein-)Pfarrei eigenständig aktiv sein kann, verdankt sich dem innovativen Profil als Kunst-Station. Durch die kontinuierlichen künstlerischen Aktivitäten und gelegentliche ästhetische Grenzgänge ist die Kirche weit über die Gottesdienstgemeinde hinaus bekannt und auch für eine je eigenständige Kunst- und Musikgemeinde attraktiv. Die Menschen kommen aus dem weiteren regionalen Umkreis. Als Kunst-Station verfügt Sankt Peter durch die Ausstellungen und Konzerte über weltweite Kontakte und eine internationale Reputation. Das bedeutet, dass Sankt Peter neben der Gottesdienstgemeinde auch von Menschen aufgesucht wird, die nie oder eher selten eine Kirche betreten würden. Schnittmengen der verschiedenen Besuchermilieus sind vorhanden, aber zahlenmäßig eher klein. Aus den praktischen Erfahrungen des gemeindlichen Lebens und den vielfältigen künstlerischen Aktionen (mehr als 500 „Veranstaltungen“ pro Jahr: Gottesdienste, geistliche Begleitung, Ausstellungen, Werkgespräche, Konzerte, Internationales Festival für zeitgenössische Orgelmusik, Kirchenführungen, Katechesen, Gruppen) haben sich drei komplementäre Begriffspaare herauskristallisiert, die als Eckpunkte die künstlerische und gleichzeitig pastorale Ausrichtung charakterisieren: Sankt Peter ist „konsequent zeitgenössisch – unterscheidend biblisch – ignatianisch kirchlich“. Die Spannungsbögen dieser Begriffe wurden auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Foren von Sankt Peter kommuniziert und diskutiert. Sie bilden eine Zusammenfassung der Handlungsfelder, sind Kriterien und umschreiben die Zielrichtung für die unterschiedlichen Arbeiten. Die Trias der Begriffspaare dokumentiert und repräsentiert, wofür die Kunst-Station Sankt Peter Köln steht.

Kirche als Kunst-Station: Geschichte erklärt die Gegenwart

Auf den Grundmauern der römischen Thermenanlage errichtet, etablierte sich Sankt Peter im Kontext des langen Prozesses der Christianisierung schon früh als ein markanter kirchlicher Ort im Zentrum der Stadt. Kunsthistorisches Zeugnis ist eine der wenigen bis heute erhaltenen Doppelkirchenanlagen zweier im Grundbestand romanischer Kirchen auf römischen Fundamenten: das Frauenstift Sankt Cäcilien (heute Museum Schnütgen) und die Gemeindekirche Sankt Peter. Seit dem Frühmittelalter war und blieb Sankt Peter ein kreativer Ort christlicher Verkündigung im urbanen Kontext unter der Verantwortung von Frauen; denn die Äbtissinnen des benachbarten Cäcilienstifts blieben bis 1803 die Träger der Pfarrei. Der nach den Zerstörungen des 2. Weltkriegs vereinfacht wieder aufgebaute Kirchenbau von Sankt Peter wurde 1960 den Jesuiten zur Seelsorge anvertraut.

Für die Auseinandersetzung mit den Dynamiken der Moderne war 1642 die Ankunft des letzten Bildes des Barockmalers Peter Paul Rubens ein entscheidender Impuls. Das ausdrucksstarke Bild des Martyriums Petri darf im Kontext der barocken Bildpropaganda als eine Ikone der katholischen Reform gelten. Als das erste „moderne“ Bild in der Stadt Köln hat es nicht nur die regionale Kunstgeschichte geprägt. Das von Rubens eigens für die Pfarrkirche seiner Kindheit gemalte Bild des Pfarrpatrons prägt in aller Dramatik eine ungeheure Präsenz. Weit davon entfernt, ein bloßes Heiligenbild zu sein, das historisierend den Martertod des Erstapostels abbildet, ist es mit seiner geradezu bedrängenden Darstellung roher Gewalt und wehrloser Ohnmacht ein Bild, das herausfordert. Die komponierte emotionale Dramaturgie intendiert einen inneren Dialog des Betrachters. Der verzweifelte Blick des gekreuzigten Petrus in tödlicher Verlassenheit stellt den Betrachter – wie das antike Vorbild Laokoon – vor existentielle Fragen: Wo stehe ich angesichts von Leid, Ungerechtigkeit und wie lebe ich angesichts der Perspektive radikaler Endlichkeit? Kann ich mit meinen Fragen – wie der abgebildete Petrus – im Scheitern und im Schmerz Zuversicht und Gewissheit finden? Das Rubensbild in Sankt Peter ist ein Hoffnungsbild im Scheitern. Es verweist den Betrachter nahezu unerbittlich in das Jetzt der Gegenwart.



Bild 2: *Ausstellung Rossella Biscotti: A shirt, blue pants, blue jeans, a towel, 2018.* © Kunst-Station, Sankt Peter Köln, Foto: Christopher Clem Franken.

Die Dynamik existentieller Aktualität, die von dem Bild der Kreuzigung Petri ausgeht, nimmt 300 Jahre später Pater Friedhelm Mennekes wieder auf. Ab 1987 lädt er Künstlerinnen und Künstler ein, im Chorraum der Kirche zeitgenössische Triptychen zu präsentieren. Weil es um die Suche nach dem neuen Altarbild in der abstrakten Gegenwart ging, sollten traditionelle Bildthemen der christlichen Tradition keine Berücksichtigung finden. Aus dieser Aktion entwickelte sich die bis heute unabhängig und unentgeltlich operierende Kunst-Station bei Sankt Peter. An dieser informellen Institution haben sich Klassiker der Kunstentwicklung des 20. und 21. Jahrhunderts beteiligt: C. Sherman, F. Bacon, R. Trockel, J. Holzer, E. Chillida, A. Rainer, R. Ueda, R. Biscotti, K. Prendergast, E. Asensi und viele andere mehr (vgl. Schlimbach 2009). Als zeitgenössischer Kirchorth eröffnet Sankt Peter bewusst eine Plattform für moderne Formen von Kult, Kunst und Neuer Musik.

Kunst-Station, nicht Kulturkirche

Anders als die verschiedenen, aktuell entstehenden Initiativen sog. „Kulturkirchen“ sucht die Kunst-Station Sankt Peter nicht die Begegnung von Kunst und Kirche. Es geht um anderes, vielleicht um mehr. Auch wenn Kirche und Kunst eine lange gemeinsame Geschichte prägt, so ist diese Verbindung in der Neuzeit zerrissen. Sie scheint bis heute trotz zahlloser versöhnlicher Initiativen von beiden Seiten nicht wieder herstellbar. Allzu oft führt der von rückwärtsgewandten Sehnsüchten bestimmte Versuch nach einer Versöhnung von Kirche und Kunst in ausweglose Aporien oder zu stilarmen Übergriffigkeiten. Mit dem Leiter des Kunstmuseums Kolumba, Stefan Kraus, ist deshalb unideologisch und lapidar festzuhalten, dass „das Thema christlicher Kunst [...] abgehakt“ ist (Kraus 2018). Die Kunst-Station möchte anders als ein Museum, aber in vergleichbarer Professionalität, respektvoller Distanz und gegenseitiger Achtung den Raum eröffnen, in dem sich der überlieferte Glauben und die zeitgenössische säkulare bzw. nachchristliche Kultur einander aussetzen. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als das vorurteilsfreie Sich-einander-Aussetzen. Wehrlos stehen sich im Kirchenraum von Sankt Peter Kunst und Glaubenspraxis gegenüber. Unter dem gleichen Dach treffen sie aufeinander. Sie teilen den gleichen Raum. Gottesdienst wird im von Skulpturen verstellten Raum gefeiert und säkulare Bilder finden sich von Weihrauchschwaden der Liturgie vernebelt. Es geht nicht um ein Nacheinander von Gottesdienst und Kunst, sie wirken ineinander und auch aufeinander, achten aber auf ihre jeweilige Freiheit. Die ehrliche Konfrontation von Religion und Ästhetik ist angezielt, die sich jeder vorschnellen gegenseitigen Interpretation entzieht (vgl. Kessler 2019).

Das vorurteilsfreie Aushalten kultureller Differenz macht Sankt Peter zu einem bodenständigen Ort des Diskurses, in dem Kunst und Religion ihre je eigene Sprache sprechen. Die leicht ambivalente Spannung verleiht sowohl den künstlerischen Positionen und als auch dem gefeierten Kult eine neue bzw. unvermutete Relevanz. Das präsentische Wort der biblischen Offenbarung, das Juden und Christen anvertraut ist, erhält als gesprochenes Wort in der multisensorischen Repräsentanz der Gegenwartskultur eine eigene Bedeutungsschwere bzw. Leichtigkeit. Die kulturelle Differenz wirkt vitalisierend. Denn normalerweise sind kirchliche Milieus nur wenig auf die Begegnung mit der gegenwärtigen Welt ausgerichtet. Vor allem der im 19. Jahrhundert verordnete Marsch der Kirche in restaurative Gegenwelten hat vielfach in dezidiert antimoderne Ghettos geführt. Sozialpolitische und erst recht ästhetische Gegenwartsströmungen waren im Binnenraum der Kirche bzw. der Liturgie qua ihrer Aktualität suspekt. Auch wenn in der Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) versucht wurde, konfessionelle Milieuecke und Sonderweltlichkeit aufzubrechen, so fand die angestrebte Verheutigung des konziliaren *aggiornamento* auf dem Gebiet der Künste nur mühsam ihren Weg in die weitgehend säkularen Gegenwartskulturen. Vor einer Hyperästhetisierung bewahrt die Kunst-Station Sankt Peter die Rückbindung der künstlerischen Aktivitäten an das Leben einer realen Pfarrgemeinde mit allem, was dazugehört. Neben der bewussten Feier des Kirchenjahres (z. B. Bilderfasten in der vorösterlichen Bußzeit durch radikale Verhüllung) und der regelmäßigen Spendung der Sakramente, die den christlichen Lebensweg begleiten, liegt ein Schwerpunkt auf der Taufpastoral verbunden mit Kinderarbeit und Jugendpastoral unter den nicht ganz einfachen Bedingungen der Gegenwart. Die diakonische Arbeit mit Sprachunterricht für Geflüchtete im Gemeindesaal sowie die Arbeit mit drogenabhängigen Menschen auf dem Cäcilienhof bei der Kirche während der Woche geben Sankt Peter einen Akzent, der Liturgie und Kultur jenseits der Ästhetik im Hier und Jetzt erdet.

Mut zur Leere: Attraktivität durch Konzentration und Echtheit

Die Gottesfrage stellt sich in unseren Tagen nicht mehr bzw. immer weniger kirchlich. Sie erwacht jedoch nicht selten ganz ausdrücklich im sensitiven und sensiblen Raum der Künste.

Damit transzendentes Fragen möglich wird, braucht es unverzweckte offene Räume. Um eine solche Weite und Absichtslosigkeit jenseits pastoraler Motive zu schaffen, ist der Kirchenraum von Sankt Peter weitestgehend leer geräumt. Allein das Fehlen der raumfüllenden Bänke bzw. Bestuhlung (zur Belehrung) ist ein Geheimtipp der Kunst-Station Sankt Peter, der Menschen zu Fragen ermutigt. Nach einer jahrhundertelangen Tradition apologetischer Glaubensvermittlung und einer institutionellen Bindungsgeschichte ist das (volks-)kirchliche Pattern der Transzendenzvermittlung ausgereizt. Durch den zusätzlichen Vertrauensverlust aufgrund substanzieller und systemischer Fehlentwicklungen in der Kirche wird einer bloß verbalen Botschaft kaum mehr Glauben entgegengebracht. Zudem unterstreicht die Unverbundenheit mit der Gegenwarts-kultur die fehlende Relevanz kirchlicher Verkündigung für den Alltag, allen voran bei einer digitalen Generation. Die Leere des Kirchenraumes und der Verzicht auf eine besserwisserische Verkündigung schaffen einen Freiraum, der in seiner Schlichtheit Konzentration auf existentielle Fragen ermöglicht. Wenn dazu Kunst und Musik eine Insel der Echtheit ermöglichen, wird für säkulare Zeitgenossen sogar die Kirche attraktiv.

Das Aushalten der Ambivalenzen künstlerischer Interventionen und der Fremdheitserfahrungen einer nicht religiösen Gegenwärtigkeit im Kirchenraum gleicht einem Aufbruch in unbegangenes Territorium, kirchlich gewendet in ein Missionsgebiet (vgl. Arnold/Meyer 2019; Papa Francesco 2019). Durchaus in der Tradition jesuitischer Missionare möchte die Kunst-Station absichtslos und frei von kirchlich-pastoralen Motiven Sankt Peter als Raum der Gegenwart offen halten und vor jeglicher Verkündigung die Grammatik der Jetztzeit lernen. Die Zurückhaltung bis Ascese gegenüber den Formen einer missionarischen, (neu-)evangelisierenden Vereinnahmung in kirchliche Milieus oder Sprache geschieht in dem Bewusstsein, dass die Künste transzendente Bildwelten erschaffen können. Diese bleiben für den Glauben und die Religion unerreichbar. Während christliche Verkündigung an den Kanon der biblischen Tradition gebunden bleibt, sind die Künste frei. Sie bereichern auf eigene Weise die menschliche Sehnsucht nach Transzendenz und berühren das metaphysische Geheimnis eines göttlichen Bereichs. In der eigenständigen Transzendenzfähigkeit liegt das ungeheure Antwortpotenzial der Kunst, das in kirchlichem Handeln trotz analoger Ausrichtung in der Moderne keine Entsprechung mehr gefunden hat. An dieser Leerstelle möchte die Kunst-Station Sankt Peter durch ihre Art und Weise der Gegenwärtigkeit ansetzen. Absichtslose Gegenwärtigkeit ist die Mission der Kunst-Station Sankt Peter Köln. Durch diese Form der Offenheit erhält die Kirche eine neue Attraktivität. Nicht die Weitergabe von Glaubensinhalten oder die Kontrolle der Glaubenslehre schaffen ein anziehendes Klima, sondern der Stil einer bedingungslosen Gastfreiheit für zeitgenössische Ausdrucksformen der Kultur. Auf diese Weise entsteht über das Wort hinaus ein Klima des ästhetischen und pastoralen Interesses, das durch sinnenhafte Freiräume der Konzentration und Echtheit geprägt wird. Da entsteht sogar unter den Bedingungen der gegenwärtigen Kultur das Vertrauen in die Zusage des Wortes.

Literatur

Arnold, Thomas/Meyer, Michael (Hg.), *Seht, da ist der Mensch. Und Gott? Herausforderungen missionarischer Spiritualität* (Edition Weltkirche 1), Mainz 2019.

Kessler, Stephan Ch., *Du vide et de l'acueil. L'Espace des Arts Sankt Peter Köln*, in: *Choisir* 693 (2019) 55–58.

Kraus, Stefan, „Das Thema christlicher Kunst ist abgehakt“. Überlegungen zum Verhältnis von Ästhetik und Seelsorge (Freiburger Impulse: Kunst Kultur Kirche 1), Freiburg i. Br. 2018.

Papa Francesco, *Senza di Lui non possiamo far nulla. Essere missionari oggi nel mondo. Una conversazione con Gianni Valente*, Città del Vaticano/Milano 2019.

Schlimbach, Guido, *Für einen lange währenden Augenblick. Die Kunst-Station Sankt Peter im Spannungsfeld von Kunst und Religion* (Bild-Raum-Feier. Studien zu Kirche und Kunst 7), Regensburg 2009.

Ein Haus voll Glorie und Schauer

Überlegungen zum ästhetisch-spirituellen Potential von Kirchenräumen

Wie wirkt ein Kirchenraum auf Besucher? Er hat – sofern gut gestaltet – seine ganz eigene Pädagogik. Werner Schrüfer zeigt die spirituell-theologischen Potentiale auf, die darin liegen.

„Hübsch hässlich habt ihr’s hier!“ Im Laufe meines nun über sechs Jahrzehnte währenden Lebens als Christ und leidenschaftlicher Besucher von Gotteshäusern aller Art kam mir nicht selten dieses berühmt gewordene Diktum des priesterlichen Meisterdetektivs Pater Brown in den Sinn. Ein Gotteshaus-Aufsucher kann die ganze Bandbreite dieser beiden Pole erleben, wobei mit „hübsch“ die Bedeutungen „gefallend“ und „schön“, die sich seit dem 15. Jahrhundert im deutschen Sprachraum durchgesetzt haben, gemeint sind, wogegen „hässlich“ einfach das Unansehnliche und Verunstaltete zum Ausdruck bringt. Ich sehe vor mir die kleine Dorfkirche in Burgund, die einen mit einer großartig-filigranen Portalfront in Beschlag nimmt, im Innern aber zerstört eine grässliche Mixtur an hineingestellten Kitschprodukten die Atmosphäre dieses Raumes vollends. Ich sehe vor mir die ganz schlicht ausgestaltete fränkische Kapelle, deren einfache gotische Formen durch die Steinsichtigkeit des Materials eine Anmut entwickeln, die einen gern verweilen lässt. Ich sehe vor mir den gewaltigen Baukörper einer gotischen Kathedrale in England, bei näherer Betrachtung jedoch muss mit Erschrecken festgestellt werden, dass sie selbst in wesentlichen Räumen zur Rumpel- und Abstellkammer degradiert ist. Ich sehe vor mir die niederbayerische Pfarrkirche, in der man, weil mit neugotischem Mobiliar und üppigen Blumenarrangements vollgestopft, den Raum vor lauter Dekoration nicht mehr wahrnehmen kann. Ich sehe zahllose Kirchen vor mir, die – aus welchen Gründen auch immer – nach dem Motto eingerichtet sind, für Gott und sein Haus muss das Billig-Serielle gut genug sein; eine Motivation zum Glauben kann sich da wenig einstellen, selbst wenn man bereit ist, länger zu bleiben. Ich sehe zahllose Gotteshäuser vor mir, die einen mit ihrer Stimmigkeit in Raum und Form wie eine Haut umfassen und die unaufdringliche, doch nachdrückliche Botschaft des Gut-aufgehoben-Seins ins Herz legen.

Auch wenn manche derzeitigen Meinungsmacher wie zum Beispiel Richard David Precht meinen, Kirchen werden immer mehr zu Immobilien, die herumstehen und die keiner mehr braucht, auch wenn besonders im westlichen Europa die Zahl von Gottesräumen steigt, die mangels „Betrieb“ aufgegeben werden müssen, ist die Nachfrage nach Sakralbauten ungebrochen. So berichtet der Schweizer Architekt Mario Botta von seiner paradoxen Erfahrung, dass säkularisierte Gesellschaften von spirituellen Bedürfnissen weit entfernt scheinen, er aber ständig für die Errichtung von Kirchenbauten angefragt wird. Botta steht dem durchaus positiv gegenüber: „Ich mag es, auch in der Gegenwart spezielle Räume der Stille, Meditation und des Gebets sowie des Entbehrens zu schaffen“ – vor allem deshalb, weil hier die Chance bestehe, einen adäquaten Ausdruck für die Kultur unserer Zeit zu schaffen, ohne irgendwelche funktionalen Zwänge (Schweizer Architekt Botta 2019). Keine Frage, es gibt gegenwärtig diese Tendenz zur Resakralisierung, gerade im Bereich des Kirchenbaus. Wie aus der Zeit gefallen wirken dagegen manche multifunktionalen Kirchenbauten der 1970er Jahre im deutschsprachigen Raum.

Kirchenräume tragen zweifellos auch heute noch enorme Potentiale in sich. Diese Stärken sollen im Folgenden thematisiert werden. Was geschieht, wenn jemand – gehen wir von einem halbwegs Interessierten aus – eine Kirche betritt? Was geschieht mit diesem jemand, wenn er sich auf diesen Raum einlässt? Wie wirkt ein Raum auf den Besucher und was bewirkt ein Raum beim Besucher? Wie wird wahrgenommen? Oder auch nicht wahrgenommen? Dabei sind es in erster Linie die ästhetischen sowie spirituellen Potentiale, die es zu bedenken gilt, daneben aber auch anthropologische und psychologische Erkenntnisse.

Ästhetik und Spiritualität

Gerade wenn es um (Kirchen-)Räume geht, ist der Eindruck oder sind es die Eindrücke, die unsere Wahrnehmung wesentlich prägen. Die Ästhetik, genauer: die Subjektästhetik, als Spielart der Philosophie beschäftigt sich mit sinnlicher Empfindung oder Wahrnehmung. Sie wird auch „Eindruckswissenschaft“ genannt. Geht man der Frage nach, wie und durch was dieses Beeindruckende beschrieben werden kann, wird auf die Atmosphäre verwiesen, die wahrgenommen wird. Der Philosoph Gernot Böhme meint: „In der Wahrnehmung der Atmosphäre spüre ich, in welcher Art Umgebung ich mich befinde. Diese Wahrnehmung hat also zwei Seiten: auf der einen Seite die Umgebung, die eine Stimmungsqualität ausstrahlt, auf der anderen Seite ich, indem ich in meiner Befindlichkeit an dieser Stimmung teilhabe und darin gewahre, dass ich jetzt hier bin [...] Umgekehrt sind Atmosphären die Weise, in der



Domvikar Dr. Werner Schrüfer ist Künstlerseelsorger und leitet die Abteilung Liturgie – Kirchenmusik – Kunst der Hauptabteilung Seelsorge der Diözese Regensburg.

sich Dinge und Umgebungen präsentieren“ (Böhme 1995, 95). Folgen wir letzterem Gedanken, dass die Atmosphäre das wesentliche Prinzip von Präsentation und Vergegenwärtigung ist und damit der Wahrnehmung des mich Umgebenden dient, wird verständlich, dass insbesondere die Wirkung des Kirchenraums davon abhängt, ob es der Architektur, d. h. also der äußeren wie inneren (Aus-)Gestaltung gelingt, eine Atmosphäre zu schaffen, die subjektiv in ergreifenden Gefühlsmächten berührt und bewegt. Früher sagte man dazu, atmosphärisch das Tremendum und Faszinosum zu bewirken, das faszinierend Erhabene und das Unheimlich-Verstörende. Oder wie es einmal ganz bodenständig im Besucherbuch des Erfurter Domes zu lesen war: „Wir glauben nicht an Gott und seine Gläubigen. Wir wollten nur aus Gag in diese Kirche. Doch als wir hier drinnen waren, war plötzlich alles anders. Uns umfasste eine neue Atmosphäre. Jetzt verstehe ich die Gläubigen, ihren Glauben. Hier ist alles anders: die Menschen, die Atmosphäre, die Umgebung.“ Auch wenn dies sehr ambitioniert ist: Zielpunkt dieser Erfahrung einer ästhetisch-atmosphärischen Gefühlsmacht ist nicht das im Zitat angesprochene Verständnis für die Gläubigen und ihre Räume, sondern er liegt in der Verbundenheit mit Gott und der Welt, in einer tiefen Verankerung mit dem Geheimnis von Schöpfung und Welt, im Ja-Sagen zu einer bergenden Verortung. So wie es die Jünger bei der Verklärung ins Wort stammelten: „Meister, es ist gut, dass wir hier sind“ (Lk 9,33).

Weiterführen kann dabei, was wir als zeitgenössische, und dann verstärkt, was wir als christliche Spiritualität bezeichnen. Wenn der Theologe Hans Urs von Balthasar (1905–1988) Spiritualität als „Durchstimmtheit des Lebens“ definierte, dann sind wir dem sehr nahe, was im Wahrnehmen dieser ästhetisch-atmosphärischen Gefühlsmacht eines Raumes, natürlich immer nur punktuell sowie orts- und zeitbedingt, geschehen kann. Für viele, die dies erfahren, handelt es sich zuerst und anfanghaft um ganz allgemeine Wahrnehmungserfahrungen wie Ruhe, Stille, Klarheit, Überschaubarkeit, Licht, Zufriedenheit, Geborgenheit. Bestätigt wird diese Ebene des Atmosphärischen durch manche Antworten derer, die nach einem Kirchenbesuch befragt wurden. Und sie wird in der Architektur des Kirchenraumes konkretisiert, weil kirchlich u. a. die Forderung besteht, Räume zu schaffen, in denen der Einzelne die Möglichkeit erfährt, Ruhe zu erleben, jenseits der alltäglichen Verunruhigung.

Da wir uns im Kontext kirchlicher Traditionen bewegen, kann das gerade Beschriebene im Hinblick auf die Potentiale eines Kirchenraumes selbstverständlich nicht das Ende sein. Das spezifisch Christliche in der Spiritualität drückt sich in der Bereitschaft aus, nicht mehr nur um sich selbst zu kreisen, sondern für das ganz Andere, für das Heilige, für das Transzendente empfänglich zu sein beziehungsweise zu werden. Christlich spirituell zu sein will nicht zu einem endlosen, selbstverliebten Staunen anspornen. Zielorientierung ist der Lobpreis Gottes, der sich insbesondere in der (feiernden) Begegnung mit ihm ausdrückt. Daher sollen Kirchenräume so gestaltet werden, dass sie – grundgelegt im „*cor do*“, im Geben des Herzens – zu einem Dreifachen motivieren: zum Festerwerden im persönlichen Bekenntnis des Glaubens, zur Erfahrung der Nähe des Gottes bzw. des Heiligen, zur Möglichkeit des bewussten Mitfeierns in der Gemeindeversammlung. Biblisch wird dies im 1. Petrusbrief ausgedrückt: „Kommt zu ihm, dem lebendigen Stein, der von den Menschen verworfen, aber von Gott auserwählt und geehrt worden ist! Lasst euch als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen ...“ (1 Petr 2,4–5a).

Emotionen und Wirkungen

Ein gegenwärtiger Forschungsschwerpunkt der Emotionspsychologie ist die Suche nach Orten guten Lebens. Ein Kirchenraum als Ort des guten Lebens? Dieser Gedanke mag für manche abwegig sein, riecht er doch schon zu sehr nach Wellnessangebot. Natürlich kann und darf ein Gotteshaus nicht einfach zur persönlichen Wärmestube werden, doch sind manche Kriterien, einen guten Ort zu beschreiben, auch für einen Kirchenraum diskussionswürdig. So gehört z. B. Belastungsfreiheit, was mit Unbeschwertheit und Entspanntsein beschrieben werden kann, zu einem guten Ort. War es nicht der seelenstrenge und eifrige Pfarrer von Ars, Jean-Baptiste Marie Vianney (1786–1859), der erklärte: „Ich ruhe mich zweimal am Tag aus: einmal am Altar, zum anderen auf der Kanzel“? Oder die Freude, die jemand empfindet, der Zustand des Sich-gut-Fühlens, zählt auch zu einem guten Ort, denn es war ja mitnichten unrichtig, im alten Stufengebet von Gott zu sprechen, der einen von Jugend an erfreut hat. Oder das Glück als die Erfahrung von Ganzheitlichkeit und tiefer Sinnstiftung.

Was Menschen beim Besuch in unseren Kirchen erfahren, besser vielleicht sogar erleben können, wissen wir aus den Untersuchungen einer anderen Teildisziplin der Psychologie, und zwar der Wirkungspsychologie. Dem Wirtschafts- und Medienpsychologen Christoph B. Melchers zufolge erfahren bzw. erleben Gotteshaus-Aufsucher zuerst und vor allem Sicherheit, Beständigkeit und Zuverlässigkeit in einer sonst so unübersichtlichen und gefährdeten Welt; dann Angenommensein und Verankerung statt Unbehautheit und Ausgeschlossenensein; auch einen bleibenden Sinn, wie eine Art überzeitliches, sinnstiftendes Gedächtnis, bei aller Verzwecktheit und Beliebigkeit, der der Mensch ausgeliefert ist; ebenso eine Mitte, ein Zentrum in einer Welt, die in unterschiedlichste Systeme, Werte und Überzeugungen auseinandergebrochen ist und täglich auseinanderdriftet; endlich angesichts der Flut von Bildern, Erlebnissen und Reizen, denen wir ständig ausgesetzt sind, die Erfahrung von Stille und Ruhe für Ohren und Augen (vgl. Melchers 2008).

Offensichtlich sind unsere Kirchenräume alles andere als gleich-gültige und wirkungslose

Räume. Sie lösen ganz bestimmte Resonanzen aus, ja müssen es sogar, wenn sie ihren „Charakter“ und „Zweck“ als besonders „gestimmte“ Orte nicht verfehlen sollen. Offensichtlich enthalten sie mannigfaltige Potentiale, die es immer wieder zu entdecken gilt, manchmal mit großem Aufwand von Bewusstheit und Zeit, nicht zuletzt aufgrund mancher Verwüstungen in Gestaltung und Formgebung. Offensichtlich können wir unseren Räumen wirklich trauen und ihnen zutrauen, mehr zu sein als museal gestimmte Umgebungen und mehr oder weniger mit Kunst ausgestattete Sakralrefugien. In diesem Zutrauen geht die Kirche mit ihren Riten und Gebeten kraftvoll voraus. Beispielsweise, wenn im Ritus der Kirchweihe die Erhabenheit göttlich-menschlicher Berufung ausgesprochen wird: „Hier mögen die Armen Erbarmen finden, die Bedrückten wahre Freiheit erlangen und alle Menschen die Würde deiner Kinder anlegen.“ Das ist eingebettet in das Wozu dieser Benediktion, wenn der Bischof der geplagten Menschenseele schon beim Einzug zuruft: „Wer immer diese Schwelle überschreitet, erfahre hier Heil und Segen, Hilfe und Trost“ – alles andere als schüchtern anmutende Hoffnungen und Erwartungen an einen Kirchenraum!

Potential der „leisen Angebote“

Was sind also die Stärken unserer Kirchenräume? Die Schriftstellerin Eva Demski hat in ihrem Essay „Rasthaus Gottes mit stiller Bedienung“ die Kirchenräume ihrer Stadt als „leise Angebote“ (Demski 1992, 209) beschrieben. Was kann sich in diesen Angeboten ereignen? Ich versuche, mit Hilfe von motivischen Dreiklängen unser Kirchen-Raum-Angebot zu deuten:

- **Richtung/Weg/Sinn:** Da sich der Mensch als geschichtliches Wesen in einer voranschreitenden Zeit vorfindet, braucht er eine Richtung für das Leben, sonst besteht die Gefahr, sich im Daseins-Irrgarten zu verlaufen. Aus der Bestimmung der Richtung ergibt sich der Sinn. So ist jeder Sakralbau „gebauter“ Sinn, gerade in der Erfahrung des Unterwegsseins. Zwar ist jeder Kirchenraum dem Irdischen verpflichtet, kann sich aber darüber erheben, weil sein Anspruch im Dazwischen, im Zwischen-Himmel-und-Erde liegt. Daher verstehen sich Kirchenräume als Bauten der „Übergänge“: Gott, das Heilige, ist anwesend, und doch ist alles im Fließen und Werden, ist alles im Wandel, nichts ist festzuhalten. Dieses Angebot von Richtung/Weg/Sinn hat sich besonders im gotischen Kirchenbau manifestiert, der eine Einladung sein will, sich aus den Dunkelheiten und Bedrängnissen dieser Welt auf den Weg zu machen, hin zum Orientierung gebenden Gott. „Eine Kirche, die, als Segensraum erfahren, die Zusage ergreifend zur Aufführung bringt, dass ein gnädiger Gott ist, der mitgeht, auch auf unwegsamem Lebensgelände, macht sich mit ihren Gottesdiensten in der pluralen Kultur der Gegenwart unverzichtbar“ (Gräb 2003b, 16). Prägnanter vermochte es Nelly Sachs zu formulieren: „... welch großer Empfang, unterwegs ...“
- **Ordnung/Geborgenheit/Aufgehobensein:** Zeitgenössische Theologie spricht vom „Baldachin der Religion“ und meint damit die Möglichkeit des Menschen, sich unter etwas zu begeben, das Geborgenheit schenkt, gerade in den existentiell bedrohlichen Unsicherheiten des Daseins, sich unter etwas zu stellen, das gestern war, heute ist und morgen auch noch Bestand hat. Ein Kirchenraum kann eine Antwort sein, dem menschlichen Bedürfnis nach Ordnung und Sicherheit Rechnung zu tragen. Kirchenräume sind daher Orte der Verlässlichkeit sowie der Beheimatung. Auch das urmenschliche Bedürfnis, für sich einen Platz zu finden, der mich und mein Dasein verlässlich verankert, kann in einem Kirchenraum Wirklichkeit werden, besonders eindrucksvoll biblisch zu begründen mit dem Propheten Jesaja: „Darum, so spricht Gott, der Herr: Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen harten und kostbaren Eckstein, ein fest gegründetes Fundament: Wer glaubt, treibt nicht zur Eile“ (Jes 28,16). Im Erschließen von gotischen Kirchenräumen hat der Verfasser dieser Zeilen oft erklärt, dass gerade zu Beginn des hochmittelalterlichen Kathedralenbooms in Europa das einfache, doch funktionierende Prinzip AEG – aus Erfahrung gut – diese riesigen Hallen hat erstehen lassen. Noch heute gilt für sie das Wort aus der Werbung: „Auf diese Steine können sie bauen.“
- **Ruhe/Stille/Leere:** Fast wie im Sinn des mittelalterlichen Gottesfriedens bieten unsere Kirchen Räume an, die einem Frieden verpflichtet sind, den die Welt nicht geben kann. Dies wird heute umso kostbarer, weil das gegenwärtige Leben in allen Bereichen Zwecken und wachsenden Ansprüchen unterworfen ist. Die Sehnsucht wächst nach Orten, an denen man nicht einem permanenten Funktionsdruck ausgesetzt ist. Um diesem Frieden wenigstens annähernd einen Weg bahnen zu können, braucht es Kirchenräume, die helfen, ruhig werden zu können, in denen unsere menschlichen Sinne nicht durch ein überbordendes Durcheinander, durch eine materiale Fülle „aufgeschreckt“ werden. Haben wir Mut zum leeren, zum nicht überladenen Sakralraum, der nur mit dem Notwendigsten (liturgische Orte, Kreuz) ausgestattet ist und der so Einkehr, Herzensruhe und Halt ermöglichen kann. Dem Kulturanthropologen Ralf Friedrich Neuhaus ist zuzustimmen, wenn er sagt: „Erst wenn Ruhe nicht mehr Zwang und Bewegung nicht mehr Not bedeutet, haben wir lebensfreundliche Orte geschaffen“ (Neuhaus 2007, 101; im Original kursiv). Solche lebensfreundlichen Orte dienen vor allem der Gotteserfahrung: Gerade in Ruhe und Stille kann das Reife, von dem Menschen erzählen, die von Gottesbegegnungen berichteten, in denen und währenddessen eine unfassbare, tief berührende Ruhe spürbar wurde.
- **Heil/Herrlichkeit/Dank:** Der Anspruch, dass ein Kirchenraum ein Raum des Heils zu sein

Literatur

- Böhme, Gernot, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a. M. 1995.
- Demski, Eva, Rasthaus Gottes mit stiller Bedienung, in: Beck, Eleonore/Hoben, Josef (Hg.), Wenn du deinem Gott begegnest. Erzählungen über Sich-finden-Lassen, Suchen und Glauben, Ostfildern 1992, 206–209.
- Gräb, Wilhelm, Gott ohne Raum – Raum ohne Gott?, in: Adolphsen, Helge u. a. (Hg.), Sehnsucht nach heiligen Räumen – eine Messe in der Messe. Bericht und Ergebnisse des 24. Evangelischen Kirchbautages in Leipzig 2002, Darmstadt 2003a, 95–108.

hat, ist nicht verhandelbar. In ihnen soll Gott als heilende und erlösende Kraft erfahrbar werden. Wie wenn mit Hilfe des Raums ein heilender Verband um die Seele eines Menschen gelegt wird. Als helfendes Medium kann dazu insbesondere Licht dienen, von dem gerade Christenmenschen überzeugt sind, dass es von allen Dingen die schönste Manifestation Gottes darstellt, denn nach Psalm 34 schauen wir in diesem Licht das Licht Gottes. Eine geheimnisvolle, zum mystischen Erleben geleitende Lichtführung ist deshalb für jeden Kirchenraum unabdingbar. Sie unterstützt nicht nur das spirituelle Argument, dass ein Kirchenraum in die Begegnung mit Gott führen kann, sondern die biblisch-theologische Heilsaussage, dass Gottes Herrlichkeit in ihm erscheint. Diese Erfahrung führt dann weiter zu dem, was wesentlich zur christlichen Existenz zählt: der Dank. Vermitteln unsere Kirchenräume dieses Grundaxiom des Christseins? Sicher, das ist für alle, die sich dem Bauen und Gestalten verschrieben haben, ein fast übermenschlicher Anspruch, doch es bedarf eigentlich „nur“ einer Raumgestaltung, die die versammelte Gemeinde motiviert, den Dank zu feiern und folglich zu vervielfältigen (vgl. 2 Kor 4,15).

- Fragen/Erkennen/Sich-Einfinden: Man nennt Kirchenräume auch „Wurzelräume“, denn in ihnen wird eine existentielle Bühne aufgebaut, die an die Grundlagen und die Grundfragen menschlicher Existenz erinnert. Viele werden dieses In-Frage-gestellt-Sein als unangenehm und belastend empfinden, doch ohne wird's nicht gehen. Nur wenn der Mensch sich selber fraglich wird, wenn er in sich hineinblickt und sich von sich selbst erlöst, kann er sich verstehen. Demnach sollen Kirchenräume dem Menschen keine Antworten liefern, sondern Wege zu einer persönlichen Auseinandersetzung aufschließen. Sie mögen Spuren und Hinweise des unvorstellbaren Gottes eröffnen, die im Lebensschicksal und in der Botschaft Jesu vorgezeichnet wurden. Sie mögen die Bereitschaft des Einzelnen bestärken, sein Leben suchend und tastend einzufügen in die Lebensspur dieses Jesus von Nazareth, mit allen Facetten menschlicher Existenz, besonders aber mit den Schattenseiten, mit denen wir Irdischen uns herumplagen. Derjenige, der sich auf diese Fraglichkeit menschlichen Daseins einlässt, wird im Sakralraum immer zwischen dem *deus absconditus* (verborgener Gott) und dem *deus revelatus* (offenbarer Gott) sich einfinden (müssen), aber auch können. Dies ist nur konsequent, weil Gott die Frage schlechthin ist und bleiben wird. Verstörend wirkende Räume, nicht einer falschen Gemütlichkeit verpflichtete Kirchen halten so die Gottesfrage offen.

In dem erwähnten Essay von Eva Demski geht es vor allem um die Sehnsucht des zeitgenössischen Menschen, Ruhe und Frieden zu finden. Sie beendet ihre Überlegungen mit der „verblüffenden“ Möglichkeit, in einem dieser Räume zu sitzen, „einfach nur zu sitzen und zu schauen und zu hören. Es gibt sie ja. Man braucht nur hinzugehen. Auch ein zweifelndes, ungeduldiges Kind des zwanzigsten Jahrhunderts wird freundlich aufgenommen“ (Demski 1992, 209). Diese Aufnahme bedarf – im antwortenden Gegenüber – des stimmig-geheimnisvollen Sakralraums, voll Glorie und Schauer.

Gräß, Wilhelm, Der Gottesdienst in der Kultur der Gegenwart, in: Arbeitsstelle Gottesdienst 17 (1/2003b) 5–16.

Mayring, Philipp, Individuelle und situative Bedingungsfaktoren für Wohlbefinden – Ergebnisse psychologischer Glücksforschung, in: Ecker, Hans-Peter (Hg.), Orte des guten Lebens. Entwürfe humaner Lebensräume. Jürgen Landwehr zum 65. Geburtstag, Würzburg 2007, 51–61.

Melchers, Christoph B., Was Kirchenräume mit uns machen. Zur Wirkungspsychologie von Kirchen. Vortrag und Präsentation zu Wahrnehmen, Begegnen, Aneignen – Zur Spiritualität des Kirchenraumes. Studienkonferenz des Netzwerks Kirchenführungen, Ottobeuren 2008.

Minta, Anna, Heilige Räume und das Raumerlebnis, in: Theologisch-Praktische Quartalschrift 165 (2017) 132–140.

Neuhaus, Ralf Friedrich, Standorte und Bewegungsräume: Beitrag einer ganzheitlichen Logistik zu Orten guten Lebens. Ein Essay, in: Ecker, Hans-Peter (Hg.), Orte des guten Lebens. Entwürfe humaner Lebensräume. Jürgen Landwehr zum 65. Geburtstag, Würzburg 2007, 81–101.

Schrüfer, Werner, Gottesberührungen – Thesen zu einer zeitgemäßen spirituellen Gestaltung von Kirchenräumen, in: Durchdringungen. Kirchen-gestaltung in der Diözese Regensburg 2004 – 2011, hg. vom Bischöflichen Baureferat Regensburg, Regensburg 2011, 10 f.

[Schweizer Architekt Botta: Trotz Säkularisierung Kirchen gefragt, 2019](#) (abgerufen am 22.11.2019).

Vom Umgang mit der ästhetischen Tradition

Die meisten unserer Kirchen sind von der Ästhetik früherer Zeiten geprägt – mit der viele heutige Menschen ihre Schwierigkeiten haben oder gar nichts mehr anfangen können. Wie damit umgehen? Der Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards stellt dazu verschiedene Strategien vor.

Bilderflut und Bildersturm

„Du sollst dir kein Kultbild machen und keine Gestalt von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde“ (Ex 20,4; Dtn 5,8) – das alttestamentliche Bilderverbot hat eine bis heute andauernde Wirkungsgeschichte. Da das Christentum die Hebräische Bibel in den Kanon seiner heiligen Schriften übernahm, hatte es sich auch mit dem Bilderverbot im Dekalog auseinanderzusetzen. Die Folge war und ist ein unablässiger Wechsel von bilderfreudigen und bilderfeindlichen Phasen bzw. das Nebeneinander von sinnlich oder intellektuell dominierten Ausprägungen von Christianität. Dabei geht es nicht nur um das Visuelle. So stellt etwa das Verhältnis zur Kirchenmusik einen der Konfessionsunterschiede zwischen Luthertum und reformierter Kirche dar. Im Hintergrund dieser Konflikte steht die Frage, ob das Christentum (ähnlich wie das Judentum) Religion im eigentlichen Sinn ist oder mehr Religionskritik, die allein auf das Wort der Offenbarung bezogen ist.

Aber gleich, ob es sich um eine bilderfreudige oder bilderfeindliche Epoche bzw. Institution handelt: Die Ästhetik spielt immer eine tragende Rolle, ob man will oder nicht. Dies gilt insbesondere für intellektualistische Diskurse, die die sinnlich gesendeten und empfangenen Subtexte nicht reflektieren und so leicht die tatsächlichen Aussagen verfehlen. Hier wirken ästhetische Reize umso mehr, aber meist im negativen Sinn. Das alles ist seit dem sog. *iconic turn* bewusst geworden. Die Forschungen über „Atmosphären“ und „Resonanzen“ gehören in diesen Zusammenhang.

Wenn man also akzeptiert hat, dass Christentum (wie Menschsein überhaupt) ohne Ästhetik nicht denkbar ist, so stellt sich doch die Frage, welche Ästhetik der gegenwärtigen Situation angemessen ist. *De facto* sind unsere Kirchen von einer Ästhetik der Vergangenheit geprägt, was positive und problematische Züge zugleich trägt. Positiv daran ist die Erfahrung von Beheimatung, Verankerung in Tradition und Bekräftigung einer überzeitlichen Gemeinschaft. Problematisch erscheint die Erfahrung der zeitlichen Distanz und der damit verbundenen Empfindung der Musealisierung der Glaubensaussagen. Die Kernfrage ist also, wie man mit der ästhetischen Tradition umgehen soll. Die radikale Lösung wäre, die Kirchen leer zu räumen und sie ganz neu einzurichten bzw. sich gleich von ihnen zu verabschieden und neue ästhetische Erfahrungsräume zu suchen oder zu schaffen. Das andere Extrem hieße, alles beim Alten zu lassen und höchstens zu versuchen, im Rahmen von Kirchenraumpädagogik die Leute an die Ästhetik der Vergangenheit heranzuführen. Dies gilt im Übrigen auch für Kirchenräume der Moderne, deren Ästhetik aus anderen Gründen in vielen Fällen zu keiner Zeit „verstanden“ worden ist. Vorurteile z. B. gegenüber dem Baumaterial Beton versperren leicht den Blick für die ästhetischen Qualitäten dieser Architektur. Im Folgenden geht es darum, Möglichkeiten eines produktiven Umgangs mit der ästhetischen Tradition zu reflektieren.

Ästhetische Modewechsel in jüngerer Zeit

Wer über einige Jahrzehnte ästhetischer Erfahrung im Raum der Kirche verfügt, wird sich an einige „Modewechsel“ erinnern können. In der Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte die sog. Nachkriegsmoderne, bei der man auf Schlichtheit und Reduktion setzte. Auch wo noch ältere Ausstattung etwa aus der Zeit des Historismus erhalten geblieben war, beseitigte man sie mit Einsetzen des „Wirtschaftswunders“ der 50er Jahre oft zugunsten einer „modernen“ Einrichtung. Im Zuge der liturgischen Neueinrichtung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde diese Tendenz teilweise noch verstärkt. Dabei herrschte eine Art Kirchenstil vor, der sich zwar an die Moderne anlehnte, aber ästhetisch der traditionellen Formensprache verhaftet blieb. Nur selten wagte man radikal neue Lösungen. In der Architektur gab es allerdings zahlreiche zukunftsweisende Resultate, von denen viele inzwischen auf der [Internetseite „Straße der Moderne“](#) vorgestellt werden. Diese Kirchengebäude gehören inzwischen aber auch zu den am meisten gefährdeten, da sie wegen ihrer puristischen Ästhetik (z. B. Betonkonstruktion, Verzicht auf Dekor, Lichtführung) nie wirklich akzeptiert wurden. Die „Ästhetik der Leere“, wie sie wohl zuerst und am eindrucksvollsten in der von Rudolf Schwarz 1930 errichteten Aachener Fronleichnamskirche realisiert wurde, konnte in den seltensten Fällen durchgehalten werden, da sie für die handelnden Personen eine wohl zu große Herausforderung darstellt.

Als Gegenbewegung zum Bildersturm der Nachkriegszeit bahnte sich etwa seit Beginn der



Dr. Albert Gerhards war Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn.

80er Jahre ein „umgekehrter Bildersturm“ an. Offenkundig wurde dies im Zusammenhang mit der künstlerischen Ausgestaltung einiger der wiederaufgebauten romanischen Kirchen Kölns, deren Steinsichtigkeit und Weißverglasung von den einen als unerträgliches Provisorium, von den anderen als Ideal angesehen wurden. Der Streit ist, etwa in Bezug auf die neuen Kirchenfenster von Markus Lüpertz in St. Andreas, bis heute nicht beigelegt.

Neuere Kirchenbauten bzw. -renovierungen sind nach wie vor eher puristisch konzipiert. Farbe und Dekor werden, wenn überhaupt, nur spärlich verwendet. Dies gilt etwa für die Propsteikirche in Leipzig als Neubau oder für St. Moritz in Augsburg sowie den Hildesheimer Dom als Renovierungen. In der barocken Augustinerkirche in Würzburg hat man dagegen durch große farbige Ölbilder einen modernen Gegenakzent gesetzt.

Auf der „Verbraucherebene“ lässt sich seit langem die Beobachtung machen, dass man die Leere auf unterschiedliche Weise zu füllen sucht, sei es durch Topfpflanzen oder durch Installationen aus Kreativgottesdiensten. Manche Kirche, die einmal von allerlei historischem Beiwerk „geklärt“ worden war, ist inzwischen wieder mit Stücken aus dem Bestand oder Neuerwerbungen zugestellt. Diese stammen zunehmend aus aufgelassenen Kirchengebäuden und fügen sich oft kaum in das Vorhandene ein.

Die skizzierten widersprüchlichen Phänomene können eigentlich nicht verwundern, da sie der pluralen Wirklichkeit unserer heutigen Gesellschaft entsprechen. Auf die ästhetische Tradition der Kirche(n) angewandt heißt dies: Ein Teil der Bevölkerung wird die traditionelle Ästhetik (Architektur, Kunst, Musik, Liturgie) nach wie vor goutieren, teils aus innerer Kenntnis der Geschichte, teils aus Gefallen am Schönen. Diesen Menschen ist an einem möglichst unveränderlichen Erhalt dieser Tradition gelegen. Das gegenteilige Extrem ist der weitgehende Verzicht auf ästhetische Reize, wie er z. B. in Versammlungsräumen evangelikaler Gemeinden anzutreffen ist. Hier bilden allenfalls ein schlichtes Kreuz und ein Bibelspruch den Bezugspunkt. Freilich ist auch dies im Vergleich zur ästhetischen Revolution in der Aachener Fronleichnamskirche noch konventionell, da die Wand mit Kreuz und Bibelspruch noch immer als Informationsträger fungiert, während die weiße Wand über dem Altar in Aachen die Bildfindung ins Innere der Betrachtenden verlegt. Das intendierte Bild (in diesem Fall des in die Gemeinde Einzug haltenden Christus) entsteht nach den Vorstellungen der zeitgenössischen liturgischen Bewegung durch die liturgische Feier, die selbst Bild ist. Allerdings war man auch in Aachen zeitweise dem hohen Anspruch nicht gewachsen, so dass für einige Jahre ein monumentales Kruzifix die Leere überdeckte, von der Romano Guardini schrieb: „Das ist nicht Leere, das ist Stille, und in der Stille wohnt Gott.“

Die Frage nach dem Umgang mit der ästhetischen Tradition der Kirche radikalisiert sich heute in noch stärkerem Maße als in der Zeit der klassischen Moderne, die sich von einem erstarrten Historismus des 19. Jahrhunderts emanzipieren wollte. Konnte man damals noch auf die innere Kraft des Religiösen bauen – Guardini prägte das Wort „Die Kirche erwacht in den Seelen“ –, so ist heutzutage ein solcher Aufbruch nirgends in Sicht. Erschwert wird ein ästhetischer Neuanfang zudem durch die Revolutionierung der Wahrnehmung infolge der elektronischen Medien, deren physische und psychische Folgen noch lange nicht abzusehen sind. Bei jungen Menschen sind zurzeit völlig entgegengesetzte Verhaltensweisen festzustellen. Ist für die einen die Welt der traditionellen Ästhetik (nicht nur der religiösen) vollkommen entfremdet und damit gleichgültig – dies äußerte sich z. B. in Reaktionen von völliger Indifferenz in Bezug auf den Brand von Notre Dame –, boomt bei anderen eine Retro-Welle bis hin zur Wahl klassischer religiöser Motive für Tattoos. Andachtsbilder, die vor einigen Jahrzehnten eher Erheiterung auslösten, sind heute durchaus für nicht wenige Jugendliche ernsthafte Bezugsobjekte. Bewegungen wie Nightfever nutzen mit Erfolg gefühlsbetonte Formen traditioneller Ästhetik, Institutionen wie das Gebetshaus Augsburg verbinden solche Elemente mit denen der heutigen Eventkultur. Aus alledem stellt sich die Frage, ob hier das Prinzip „anything goes“ gilt.

Strategien zur Vermittlung der ästhetischen Tradition zwischen Musealisierung und Eventisierung

Die Frage nach dem Umgang mit der ästhetischen Tradition führt letztlich zur Frage nach dem Umgang mit der Glaubenstradition selbst. Denn diese ist ja nie in Reinkultur zu haben. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils, das sich in seinem ersten Dokument, der Liturgiekonstitution, prinzipiell von einem festgelegten Kanon der Glaubensästhetik verabschiedet und der Inkulturation die Türen geöffnet hatte, warf Romano Guardini die Frage nach der „Liturgiefähigkeit“ des heutigen Menschen auf. Die Anfrage Guardinis traf insofern ins Schwarze, als er das Reformieren der römischen Liturgie im herkömmlichen Sinne als authentisches Fortschreiben einer Tradition für möglicherweise obsolet erklärte. Wenn die Prämisse stimmt, dass der „moderne“ Mensch zum liturgischen Akt (im herkömmlichen Sinn) nicht mehr fähig ist, müsste man die klassische Liturgie wohl ganz aufgeben. „Und sollte man, statt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen, in welcher Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien, damit dieser heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne?“ Zwar relativierte Guardini anschließend diese Frage („Es klingt hart, so zu sprechen. Es gibt aber nicht Wenige, vielleicht, aufs Ganze gesehen, sogar Viele, die so denken“), aber sie steht seitdem im Raum. Bemerkenswert ist an dieser Aussage, dass der Text dem „heutigen“ Menschen „seine Wahrheit“ zuschreibt, die in irgendeiner Weise in der Liturgie ihren Ort finden muss. Da ist zwar von „heiligen Geheimnissen“ die Rede, die unabhängig von den veränderlichen – antiken, mittelalterlichen oder barocken – Formen Bestand haben, also von einer für uns Menschen unverfügbaren Wirklichkeit, aber nicht von unverrückbaren Wahrheiten, ehernen Traditionen, denen der Mensch sich bedingungslos

unterzuordnen habe. Es geht vielmehr um eine Begegnung zweier Größen: Der Mensch mit seiner Wahrheit soll so mit den heiligen Geheimnissen in Berührung kommen, dass er „in ihnen stehen“ kann (Guardini 1992, 16). Auf die ästhetische Erfahrung angewandt hieße dies: Welche Ästhetik braucht der heutige Mensch, dass er authentische Erfahrung über die Sinne machen kann? Guardini, der ein Leben lang um Vermittlung der europäischen Kultur bemüht war, wollte wohl kaum die ganze rituelle Tradition über Bord werfen; aber offenbar begegnete er gegen Ende seines Lebens den von ihm und seinen Gefährten eingeübten Formen der Vermittlung mit größerer Skepsis, da er wohl früher als andere spürte, dass der Ansatz aus der Zeit der großen Bewegungen seine Tragfähigkeit zu verlieren begann.

Hat die ästhetische Tradition des Christentums also nur noch eine Überlebenschance in musealen Nischen und in einigen exklusiven Zirkeln? Wird sie nur noch da wahrgenommen, wo sie als Eventkulisse, als Staffage oder gar als Karikatur oder Chiffre des Bösen im Film erhalten muss? Hier sind einige Gegenoffensiven zu nennen, die die traditionelle Ästhetik auf unterschiedliche Weise mit den Facetten heutiger Kultur in Beziehung setzen.

Das Kölner Diözesanmuseum Kolumba, hervorgegangen aus einer Sammlung von Sakralgegenständen des Vereins für christliche Kunst, erfindet sich von Jahr zu Jahr neu, insofern bis auf ganz wenige Stücke eine ganz neue Ausstellung konzipiert und jeweils am 14. September eröffnet wird. Klassische Sakralkunst, meist aus dem Bestand, wird in Beziehung gesetzt mit Gegenwartskunst und mit Alltagsgegenständen, wodurch im Betrachtenden spannungsvolle, manchmal auch schmerzhaft Dialoge entstehen. In dem 2019 erschienenen Band „Auswahl 3“ heißt es: „Kunst ist in Kolumba kein Selbstzweck [...] Kunst ist ein Medium der Welterfahrung; sie stellt Fragen und schafft Erkenntnis, wo intellektuelle Theorie, wissenschaftliche Beweisbarkeit und das Vermögen der Sprache zu kurz greifen. Kunst ist aber auch Produkt und Produzent von Diskursen, eingebunden in Praktiken der Gesellschaft, die in Sammlungen gespeichert und weitergetragen werden. Als Museumsleute sind wir Hüter dieses Wissens und damit der Geschichten und Erfahrungen all jener, die diese Objekte geschaffen haben. Wir betreiben eine Wissenschaft des Konkreten; mit der Inszenierung von Kunst und in ihrem Zusammenwirken mit Ort und Architektur möchten wir diese Geschichten wieder lebendig werden lassen und die Bedingungen schaffen für ein ästhetisches Erlebnis, das Sinnlichkeit und Ratio gleichermaßen miteinschließt“ (Kraus u. a. 2019, 17).

Das Konzept der [Kunststation Sankt Peter Köln](#) verbindet ebenfalls Ästhetik der Gegenwart in Form von temporären Ausstellungen und Musikaufführungen mit der Ästhetik der Tradition, hier der spartanisch eingerichtete spätgotische Kirchenraum mit seinen Glasmalereien und dem Bild der Kreuzigung Petri von Peter Paul Rubens. Einen ständigen modernen Bezugspunkt bildet der Kreuzaltar von Eduardo Chillida, der allerdings von seinem ursprünglichen zentralen Aufstellungsort weichen musste. Hier treten jedoch die gefeierte Liturgie und die Verkündigung als wesentliche Elemente hinzu.

Temporäre künstlerische Interventionen in alten Kirchenräumen können dazu verhelfen, die glatte Oberfläche des allzu Bekannten aufzurauen und die Tiefendimensionen dahinter wahrzunehmen. Dies geschieht inzwischen in vielen evangelischen wie katholischen Kirchengebäuden. Im Grunde hat die Verfremdung in der Bilderverhüllung während der Passionszeit eine alte kirchliche Tradition. Man sieht das zeitweilig Verborgene bzw. Veränderte gleichsam mit neuen Augen. Geht es dabei um Reduktion, wird auf der anderen Seite mit Hilfe moderner Technologien versucht, die ästhetische Tradition in die Wahrnehmungsgewohnheiten von heute zu übersetzen. Dies kann durchaus gelingen, gerät aber auch leicht in eine Eventisierung und Instrumentalisierung, die einer wirklichen Wahrnehmung im Wege steht.

Bei der liturgischen Neueinrichtung alter Kirchenräume stellt sich immer wieder die Frage, ob man die neuen Elemente möglichst unauffällig dem Bestehenden anpassen oder doch mit ihnen einen zeitgenössischen Gegenakzent setzen soll. Wählt man den zweiten Weg und gelingt dies, kann auch der musealisierte Raum eine neue Vitalität entfalten. Dies gilt z. B. für die Namen-Jesu-Kirche in Bonn, für die nach der Übernahme durch die altkatholische Gemeinde der Bildhauer Klaus Simon die Prinzipalstücke geschaffen hat.

Noch radikaler ist man mit einem – allerdings weniger prominenten – Kirchenraum in Kehl-Goldscheuer umgegangen. Durch die avantgardistische Neufassung des gesamten Innenraums der Kirche Maria – Hilfe der Christen durch den Künstler Stefan Strumbel konnte nicht nur das Gebäude in seiner kirchlichen Nutzung erhalten bleiben, sondern es wurde darüber hinaus zum Kristallisationsort eines neuen Gemeindebewusstseins.

Eine wohl immer bedeutendere Möglichkeit der Vermittlung der ästhetischen Tradition bietet die Hybridisierung von Kirchengebäuden, wie sie inzwischen in vielfältiger Weise geschieht. City- und Wandererkirchen, Kinder- und [Jugendkirchen](#), Kultur- und Sozialkirchen dienen nicht mehr nur einer Nutzung, nämlich der liturgischen, sondern mehreren Nutzungen und oft auch mehreren Zielgruppen. Mehrfachnutzung von Kirchen kann hier eine Chance sein und nicht nur eine Notlösung, wenn man verantwortungsvoll damit umgeht. Dies gilt selbst für veräußerte Kirchengebäude, die aus Gründen des Denkmalschutzes Teile ihrer sakralen Ausstattung behalten haben, etwa im Fall der ehemaligen St.-Elisabeth-Kirche in Aachen, jetzt Digital Church. Der Besitzer ist durchaus offen für kirchliche Angebote, die aber bislang ausgeblieben sind. Gerade hier ist die traditionelle Ästhetik einer Kirche aus der Zeit des Historismus ein spannender Anknüpfungspunkt, insofern der Raum eine Art Gegenästhetik gegenüber dem Mainstream

darstellt und zur Nachdenklichkeit einlädt. Dies entspricht ja durchaus sowohl dem Anspruch der Kunst wie auch der christlichen Religion: Es geht um das notwendig Widerständige, und der Gottesdienst als zweckfreies Tun ist der Resonanzraum.

Das Paradigma ästhetischer Erfahrung: der Gottesdienst

„Seid nicht gleichförmig“, ermahnt Paulus seine römische Gemeinde (Röm 12,2). Es geht heute mehr als früher um die Frage, wie sich singuläre Subjekte zu neuen kollektiven Subjekten gleicher Intentionalität zusammenschließen können. Dies ist wesentlich auch eine Frage der Ästhetik. In einer medial dominierten Kultur gibt es dafür unendlich viele Möglichkeiten suggestiver Beeinflussung, wobei sich am Ende die Frage stellt, ob das Resultat nicht doch ein kollektives Objekt ist. Demgegenüber hat sich in den biblischen Religionen ein Typ von Gottesdienst entwickelt, der Authentizität auf der Grundlage autonomer Freiheit wahrt. „Hier bildet sich eine kollektive Intentionalität wesentlich dadurch aus, dass die beteiligten Akteure die Wünsche, Urteile und Intentionen einer ganz bestimmten Person frei übernehmen: der Person Jesu Christi. Gott ermöglicht diese Übernahme restlos selber in der Kraft seines Geistes durch die ganzheitliche Teilgabe an der Person seines Sohnes, insbesondere in Taufe und Eucharistie“ (Winter 2017, 146). Das erschließt sich allerdings nicht von selbst und erfordert eine Einübung, die heutigen Lebensgewohnheiten eher entgegensteht. Aber gerade weil der Gottesdienst Widerständiges beinhaltet oder, mit anderen Worten, Differenzerfahrungen zulässt, kann er zum Resonanzraum werden, in dem selbst einander Widersprechendes nebeneinanderstehen kann: „Authentizität und Entfremdung, Beschleunigung und Entschleunigung, tröstende und fehlende Resonanzen ... Liturgie ist nicht weltabgewandtes Paradies wohlthuender Resonanz, sondern birgt neben den vielen heilsamen Erfahrungen der Glaubenstradition auch Erfahrungen der Entfremdung wie der Gottesferne“ (Odenhal 2018, 54).

Auf die ästhetische Tradition angewandt bedeutet dies, dass man auf kreative Weise mit ihr umgehen muss. Der Maler Georg Meistermann hat einmal Avantgarde als ein „Nach-vorne-Bewahren“ umschrieben: Im künstlerischen Prozess geschieht *traditio*, Weitergabe nicht durch bloßes Wiederholen, sondern durch kreative Aneignung und Umwandlung. Dazu bedarf es einer Vision des Kommenden. Das ist im Tradierungsprozess der Religionen, insbesondere des Christentums, nicht anders. Lebendig bleibt der christliche Glaube nicht durch sklavische Repetition, sondern durch ständige Innovation aus der Interaktion von Überlieferung und jeweiliger Gegenwart. Auch das ist ein schöpferischer Prozess, der nach christlichem Selbstverständnis nicht auf eigene Leistung zurückgeht, sondern vom Creator Spiritus geleitet ist. Wahrscheinlich steht am Ende des Weges kreativer Aneignung ein anderes ästhetisches Bewusstsein, als man anfangs gedacht hatte, aber nur so geht lebendige Tradition. Wie also umgehen mit der Tradition? – Avantgardistisch bewahren!

Literatur

Guardini, Romano, Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung. Ein Brief, in: ders., Liturgie und liturgische Bildung, Mainz/Paderborn 1992, 9–18.

Kraus, Stefan u. a. (Hg.), Auswahl drei (Kolumba. Werkhefte und Bücher 50), Köln 2019.

Odenhal, Andreas, Resonanz-Raum Gottesdienst? Überlegungen zu einer zeitsensiblen Liturgiewissenschaft im Anschluss an Hartmut Rosa, in: Liturgisches Jahrbuch 68 (2018) 32–54.

Winter, Stephan, „... Seid nicht gleichförmig...“ (Röm 12,2). Das Widerständige der Liturgie als Quelle christlicher Spiritualität, in: Liturgisches Jahrbuch 67 (2017) 139–159.

Fotos der Fülle oder Neue Bilder braucht das Land

Wer kennt es nicht: Dem geistlichen Text wird ein Foto eines klassischen religiösen Kunstwerks zur Seite gestellt, wahlweise eine idyllische Naturaufnahme. Eine Agentur, die eine kirchliche Website entwirft, wählt dafür geradeweise klischeehaft „fromme“ Platzhalterbilder. Angelika Kamlage, als Fotografin und Fotoredakteurin unter anderem für viele kirchliche Projekte tätig, schreibt über die Kunst, für das scheinbar allzu Bekannte neue Bilder zu finden.

Unsere alltägliche Wirklichkeit dreht sich um Bilder. Bilder des Herzens, der Seele, des Verstandes – Bilder, die Grenzen beachten müssen oder frei schwingend den Leser eines Impulses oder den Betrachter einer Homepage beschenken dürfen. Wir denken und leben alle in Bildern. Sie bestimmen unser Leben, und seitdem es möglich ist, auch Fotos mit dem Handy zu machen, bleiben diese Bilder nicht im Auge des Betrachters, sondern werden fotografiert und geteilt. Eine Bilderflut überrollt uns jeden Tag, und auch, wenn wir uns davor schützen wollen: verweigern können wir uns dem nur schwer. Wir sind umgeben von Fotos, beinahe werden sie eingeatmet und ausgeatmet, könnte man sagen.

Das hat Folgen. Einer meiner ersten Sätze nach „Hallo“ in meinen Fotoseminaren ist dieser: „Am Ende des Tages schauen wir dann eines – eines (!) – Ihrer Fotos an.“ Meist folgt erschrockenes Luftanhalten seitens der Teilnehmer und dann doch noch einmal zur Sicherheit die vorsichtige Frage: „Eines?“

In einer Zeit, in der wir mehr Bilder schießen, als wir wirklich ansehen können, in einer Zeit, in der wir mehr zu sehen bekommen, als wir wirklich verarbeiten können, ist diese Forderung der Reduktion auf ein Bild scheinbar eine Unmöglichkeit – eine Herausforderung, der man/frau nur schwer gerecht werden kann. Welches Bild wird das richtige sein? Welches ist technisch perfekt genug? Was ein Geschenk der neuen Technik ist (keine Begrenzung mehr auf 36 Bilder), wird plötzlich zur Herausforderung.

Ähnlich ergeht es uns, wenn wir für Texte ein Foto aussuchen sollen. Die Möglichkeiten, ein legal nutzbares Bild im Netz zu finden, sind inzwischen vielfältig und müssen nicht immer Geld kosten. Schwieriger wird es, das richtige Bild für den jeweiligen Zweck auszuwählen – eben ein Bild auszuwählen, das mehr macht, als den Seitenrhythmus eines Textes zu beleben oder die Neugier des Lesers zu wecken.

Gar nicht so einfach, schaut man sich im Kirchenbereich um. Meist sind die Bebilderungen klassisch: Geistliche Begleitung wird mit betenden Händen bebildert, ein Impuls zu einem Marienfest zeigt auf jeden Fall Maria und ein Weihnachtsimpuls – wie sollte es anders sein – die Krippe. Es ist ein bisschen wie im Kaufhaus. Leise dudelt die Musik im Hintergrund, aber eigentlich interessiert sie niemanden. Alles erwartbar. So geht es auch den Bildern, die abbilden, was sowieso schon in den Texten geschrieben steht, oder einfach nur alte Sichtweisen bzw. Klischees bedienen. Sie sind halt wie immer. Nichts Neues. Und eigentlich – bis auf wenige Ausnahmen – uninteressant. Auch wenn sie oftmals technisch gut gemacht sind, bleiben sie meist nur Statisten, die mitgehen, doch keine Vertiefung anbieten.

*„Wer sich nicht auf die Suche nach dem verborgenen Schatz macht, bleibt blind für das Wesentliche.“
(Andi Weiss)*

Dabei können Bilder so viel mehr. Bilder trösten, retten, kommunizieren, gehen mit, stoßen an und erzählen dabei ganze Geschichten. Ein Bild kann einen Text vervollkommen, indem es eine neue Ebene, einen anderen Aspekt für den Betrachter öffnet. Bilder können den Betrachter anrühren, in die Tiefe führen und ihn berühren oder auch mal verstören, so dass ein genaueres Betrachten und längeres Nachdenken zum Verstehen notwendig wird. Ein Bild wird schneller wahrgenommen als ein Text und spricht andere Bereiche im Gehirn an – meist diese, die mehr Emotionen entstehen lassen. Die Botschaft des Textes kann in Sekundenbruchteilen übermittelt werden und bleibt besser im Gedächtnis. Der Betrachter reagiert intuitiv auf ein Bild. Er sieht und fühlt gleichzeitig.

Dabei sind Bilder nie wirklich neutral. Selbst dann nicht, wenn der Fotograf nur bemüht abbildet, was wir eigentlich sehen. Immer ist er Sender einer Botschaft und beim Lesen des Textes auch Empfänger dessen, was der Autor schreibt. Jedes Foto trägt die unverwechselbare Handschrift des Fotografen, und diese ist als solche auch erkennbar. Fotografen transportieren ihre Vision, ihr Denken, ihre Emotionen mit den Bildern. Was sieht der Fotograf? Wie sieht er die zu fotografierende Person? Welche Gedanken und Emotionen bewegen ihn beim Fotografieren und/oder Auswählen des Bildes? Welches Bild trägt er schon im Kopf, bevor es eigentlich „klick“ macht?



Angelika Kamlage ist Soziologin, freiberufliche Fotografin und Geistliche Begleiterin, unterwegs im Auftrag des Herrn (mehr auf angelika-kamlage.de).

Umgekehrt ist der Betrachter Empfänger der Botschaft. Wenn eine Person einem Foto begegnet, geschieht immer etwas in ihr, bewusst oder unbewusst. Sofort bezieht sie Stellung zum Bild, auch dann, wenn sie es nicht sofort wahrnimmt. Das Bild wird immer im Kontext der Summe der eigenen Erfahrungen betrachtet und bewertet. Der Mensch empfindet spontan ein Wohlgefühl oder ein Unbehagen.

Diese Erkenntnis im Gepäck können wir uns auf die Suche nach neuen Bildern für unseren altvertrauten christlichen Content machen. Technik ist dabei hilfreich, doch nicht unbedingt alleine zielführend. Wichtiger erscheint die innere Einstellung des Fotografen bzw. des Fotoredakteurs zum Thema bzw. Text.

Beim ersten Lesen schießen dem Fotosuchenden vielleicht klassische Fragen durch den Kopf wie „Was soll das Bild zeigen?“, „Was muss es zeigen?“, „Was nicht?“, „Was setzt den Text am besten in Szene?“, „Was unterstreicht die Kernaussage?“, „Welches Bild kommt vielleicht auch quer zum Text daher?“, „Was regt zum Weiter-, Neu- und Andersdenken an?“. Ganz schön viel. Ganz schön durcheinander. Und meist kommt noch der Faktor Zeit dazu. Es soll schnell gehen und nicht zu viel Arbeit machen.

Wie also hilft das beim Fotografieren bzw. der Bilder-Auswahl-Suche? Wenn ich beginne, ein Foto zu einem bestimmten Thema zu suchen, suche ich zuerst alles und nichts. Am Anfang ist alles möglich. Beim Lesen flattern zwar schon die ersten Bildgedanken durch den Kopf, doch meist sind das die typischen: die, die wir aus dem christlichen Setting schon kennen. Ich schiebe sie beiseite. Auch die den klassischen Bildern verwandten Bilder (z. B. die Andeutung eines blauen Gewandes oder Schleiers als Platzhalter für Maria) schiebe ich weg. Was bleibt, ist dann vielleicht Leere.

Ich lese den Text noch einmal. Was fühle ich? Was geht mir durch den Sinn? Was löst er in mir aus? Es geht darum, den Text detailverliebt neu zu entdecken, Stichworte zu sammeln, Alltagserinnerungen aufzuspüren und neu zu verbinden – mich vom Text und meinen Assoziationen überraschen zu lassen.

*„Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“
(Antoine de Saint-Exupéry)*

Man könnte auch sagen: „Man fotografiert/sucht nur mit dem Herzen gut.“ Zugegeben, das kostet etwas Zeit – vielleicht etwas mehr, als ich gerade erübrigen möchte, doch es zeigt langfristig seine Wirkung.

Gibt es zuerst das Bild, zu dem der Impuls entstehen soll, ist das Vorgehen ähnlich. Da es jedoch ein Bild ist, das erst erforscht und entdeckt werden muss, und da das immer so bei Bildern ist, denken wir darüber sehr viel weniger nach. Im Gegenteil: Wir halten es für selbstverständlich. Wir analysieren das Bild: seinen Aufbau, seine Farben. Wie wirkt das Bild und für was steht es? Erst dann beginnen wir den Impuls bzw. Text zu schreiben. Das Vorgehen ist also nicht unbekannt. Wir müssen es nur auf den Text übertragen.

Drei Beispiele:



Bild 1: Schwerhörig

Der Text dazu steht am Anfang der Adventszeit. Inhaltlich geht es um die Amazonassynode. Zentral war das Ringen darum, ob gehört wird, was gehört werden muss – zur Frauenfrage, zur Umweltfrage. Was wird in dem Schlussdokument stehen? Der Satz, der alles auf den Punkt bringt: „Vor allem erwarte ich in diesem Advent, dass ich selbst zu einem tiefer hörenden Menschen werde und bei mir selbst anfangen, ökologisch nachhaltiger zu leben.“ Was sind die ersten Bilder beim Lesen dieses Satzes? Ein Klassiker ist die Hand am Ohr, der Kopf leicht vorgebeugt. Die Haltung sagt: „Ich bin bereit zu hören. Intensiver zu hören.“ Die Verbindung zum Text wird deutlich. Gewählt wurde jedoch das hier gezeigte Bild. Beim Betrachten des Bildes nehmen wir eine Spannung wahr. Das Schild ist an den massiven, undurchdringlichen Pfeiler geklebt. Gleichzeitig sehen wir am linken Rand das Dunkel, aus dem bunte, warme Lichtpunkte uns entgegenzuspringen scheinen. Da ist noch mehr. Es bedeutet mehr, ein tiefer, hörender Mensch zu werden, als nur hinzuhören. Es geht nicht nur um das konzentrierte Hören, es erfordert auch ein Handeln von mir. Das und mehr

sagt dieses Bild im Kontext des Textes. Der Betrachter wird eingeladen, Bild und Impuls mit in seinen Alltag zu nehmen und dort seine persönliche Antwort zu entdecken.



Bild 2: Geschieden

Das Bild spricht für sich. Hier geht es um Trennung. Die Laufrichtung des Männchens, der Pfeil für Mutter und Kind: beides ist eine klare Botschaft beim Betrachten des Bildes. Das Bild nimmt offensichtlich auf, worum es im Artikel geht. Um Scheidung, getrennte Wege. Beim genaueren Nachempfinden des Textes ist Trennung doch nur das offensichtliche Thema. Das Thema selbst ist tiefgründiger. Da wird etwas zerrissen, das zusammengehört hat. Gefühle sind verletzt. Schmerz, Trauer, Wut, Verzweiflung, Einsamkeit sind Gefühle, die dazugehören. Auch diese sind im Bild zu finden, ebenso wie Neuanfang, Auf- und Umbau.



Bild 3: Gestorben

Ein Impuls in der Fastenzeit mit dem Titel „Christus in mir“. „Du bist für mich gestorben“ – kaum eine schlimmere Aussage, die wir einem Menschen entgegenschleudern können. Das Bild unterstreicht diese Aussage. Die Rückmeldungen der User waren deutlich. Im ersten Moment verstörte das Bild, es fragte nach dem Zusammenhang und gleichzeitig regte es auch zum Nachdenken an. Viele Leser gaben Rückmeldungen. Manche schroff, andere berührt, denn im Weitergehen und Betrachten von Text und Bild, im Denken und Wachsen kommen verschiedene Ebenen und Doppeldeutigkeiten ans Licht.

Am Ende entscheiden der eigene Mut und der Geschmack, welches Bild veröffentlicht wird.

Team Gastein Zeit schenken

Inspiration und Engagement zum Thema Nächstenliebe

Wir haben uns einer wunderschönen Aufgabe angenommen. Wir – das sind zwölf freiwillige, engagierte Leute, ein Pfarrer und ein Diakon. Nachdem wir uns entschlossen haben, einen Auftrag zu erfüllen, der im Prinzip alle Christen betrifft, haben wir einen gemeinnützigen, unabhängigen Verein gegründet.

Unsere Mission und unser Ansatz

Wir versuchen, Menschen des Gasteinertals in der Erzdiözese Salzburg, die in irgendeiner Form in Not geraten, zu besuchen, zu betreuen, zu begleiten und möglichst rasch kostenlos, unbürokratisch und in absoluter Vertraulichkeit zu unterstützen. Wir haben einen Weg gefunden, im Rahmen der gesetzlichen sowie unserer eigenen Möglichkeiten, den Betroffenen sowie ihren Angehörigen nicht ein übliches Besuchswesen anzubieten, sondern versuchen, sensibel und nach unseren individuellen Möglichkeiten zu handeln. Unsere Motivation ist es, denjenigen Hilfe zukommen zu lassen, die gerade Bedarf haben. Wir handeln in unserem Team in christlicher Eigenverantwortung und versuchen, Menschen in gelebter Nächstenliebe so zu unterstützen, dass niemand überfordert wird, da wir überkonfessionell helfen möchten.



Beatrix Tahedi ist die Obfrau des Vereins „Team Gastein Zeit schenken“.



Gerade in unserer heutigen schnelllebigen Zeit sind wir mit unserem Ziel „Zeit schenken“ auf einen wunden Punkt der Gesellschaft gestoßen.

Einsamkeit als Auslöser verschiedenster Krankheiten – eines unserer Themen bei einem gelungenen Vortrag mit der Allgemeinmedizinerin Dr. Andrea Wehlend-Fleiss zum Thema „Die Einsamkeit des Herzens und ihre Auswirkung auf Geist und Körper“. Die Menschen sind

so sehr auf der Suche nach Halt und Sicherheit wie selten zuvor und verirren sich leider allzu oft im Esoterik-Dschungel mit enormen Kosten.

Ein gutes Gefühl, auch kirchenfernen Menschen in ihrem Leid das Sakrament der Krankensalbung durch einen Pfarrer anbieten zu können. Gerade die Berührung durch einen Priester in Form der Krankensalbung wirkt im Heilungsprozess stärkend. Durch die Teilnahme an einem Heilungsgottesdienst gibt es für mehrere Besucher die Möglichkeit, einen Segen zu bekommen oder auch die Scheu vor einer Krankensalbung, die in einem geschützten Raum stattfindet, zu überwinden. Heilungsgottesdienste in der Gemeinschaft bewirken generell ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Die katholische Kirche bietet sehr gute Möglichkeiten, sich zu erneuern und zu stärken. Kirche könnte in vielen Formen wirken. Zum Beispiel, wenn Priester zu den Menschen in einer Sprache sprechen, die diese verstehen.

Ein besonderes Anliegen ist uns auch der Umgang mit Jugendlichen, wozu auch die Mitbetreuung einer Gruppe mit beeinträchtigten Jugendlichen gehört. Wir haben eine zertifizierte Jugendreferentin im Team, welche sich mit Jugendlichen vernetzt, um junge Menschen, die oft am Rande der Gesellschaft stehen, wieder mit ins aktive Geschehen zu nehmen. Auch bei diesem Angebot sehen wir uns als Bindeglied zur Kirche.

Genauso wie bei einer unserer schönsten Aufgaben, wo wir Verstorbenen einen Reisesegen mitgeben dürfen. Ein Ritual, welches sehr individuell und situationsbedingt erfolgen kann. Es umschließt Gebet und, wenn man möchte, letzte Berührung. Da dieser Segen von jedem Gläubigen durchgeführt werden kann, wäre es empfehlenswert, ihn in Altersheimen und Krankenhäusern anzubieten. Der Kontakt zu den Hinterbliebenen öffnet Herzen und verbindet. Die Trauerarbeit beginnt bestenfalls schon vor dem Tod und setzt sich am Totenbett, wo Schmerz und Hoffnung aufeinandertreffen, fort. In diesen sehr bewegten Zeiten den Menschen das Gute und das Wesentliche aus der Kirche nahezubringen – Glaube, Liebe, Hoffnung –, ist uns ein Anliegen.

Gegründet wurde unser Team durch unseren Seelsorger Militärfarrer Richard Weyringer, der uns unterstützt und auch in seelsorgerischen Fragen berät. Unser Verein, der sich als Drehscheibe für Hilfeleistungen im gesamten Gasteinertal anbietet, finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge und freiwillige Spenden, welche wir nicht nur für finanzielle Hilfeleistungen und Unkosten nutzen, sondern auch in diverse Kurse und Ausbildungen – wie Alten- und Krankenpastoral, Trauern und Trösten, Freiwilligenmanagement, Notfallseelsorge etc. – investieren, sodass wir den Menschen bestmöglich und nach unseren Talenten helfen können. Natürlich nehmen wir bei Bedarf auch selbst Hilfe in Form von Supervision durch Seelsorger und Psychologen in Anspruch. Durch die gelungene Vernetzung mit Ärzten, Psychologen, einem Krankenhaus, Sozialarbeitern, Gemeinden, anderen sozialen Einrichtungen, der Pfarre, der Seelsorgestelle und ähnlichen Institutionen gelingt es uns, möglichst diskret an Menschen mit Bedarf heranzutreten. Hier realisiert sich gelebte Nächstenliebe.

[weitere Informationen zum Projekt](#)

Projektion 2060

Eine Studie zur langfristigen Entwicklung der Kirchenmitgliedschaft und des Kirchensteueraufkommens in Deutschland

Das Forschungszentrum Generationenverträge (FZG) der Universität Freiburg/Br. hat unter der Leitung von Bernd Raffelhüschen sowie der Mitarbeit von David Gutmann und Fabian Peters erstmals eine langfristige Vorausberechnung der Mitgliederzahlen und des Kirchensteueraufkommens bis zum Jahr 2060 für die katholische und die evangelische Kirche erstellt. Die Studie wurde im Mai 2019 veröffentlicht; die entsprechenden Zahlen liegen außer auf Bundesebene auch für die 20 evangelischen Landeskirchen und die 27 katholischen (Erz-)Bistümer vor. Bereits 2006 wurde das FZG mit einer Langfristprojektion beauftragt, damals jedoch nur für den Bereich der katholischen Kirche. Die aktuelle Untersuchung wurde sowohl von der Deutschen Bischofskonferenz als auch der Evangelischen Kirche in Deutschland gefördert und bezieht erstmals Daten der vom Statistischen Bundesamt durchgeführten „Sonderauswertung Kirchensteuer aus der staatlichen Lohn- und Einkommensteuerstatistik“ ein.

Laut der Studie werden sich bis 2060 die Mitgliederzahlen sowohl der katholischen als auch der evangelischen Kirche halbieren: Die Anzahl der Katholik*innen wird von 23,3 Mio. (2017) über 18,6 Mio. (2035) auf 12,2 Mio. (2060) sinken; die Zahl der Evangelischen entwickelt sich von 21,5 Mio. (2017) über 16,2 Mio. (2035) auf 10,5 Mio. (2060) hin. Damit wird sich die Zahl der Katholik*innen in Deutschland im Jahr 2060 gegenüber heute um 48 % reduzieren und die der Evangelischen um 52 %. Auch die deutsche Wohnbevölkerung insgesamt wird sich in diesem Zeitraum verringern, jedoch weniger stark als die Kirchenmitglieder: von knapp 82 Mio. (2017) auf 73 Mio. (2060). Während der Anteil der Mitglieder der katholischen und der evangelischen Kirche an der Gesamtbevölkerung 2017 bei 54 % lag, wird er etwa 2025 50 % erreichen und bis 2060 auf 31 % absinken. Damit werden die Christen auch im Jahr 2060 immer noch die größte Glaubensgemeinschaft in Deutschland sein, aber dann eben in einer deutlichen Minderheitsposition gegenüber einer Mehrheit, die keiner Glaubensgemeinschaft (mehr) angehört.

Auf welche Gründe ist dieser Rückgang zurückzuführen? Die Studie unterscheidet zwischen dem demographischen Wandel und anderen, kirchenspezifischen Faktoren. Als neue und überraschende Erkenntnis ist festzuhalten, dass die demographischen Faktoren weniger stark ins Gewicht fallen: Sie sind im Fall der katholischen Kirche nur für ein Drittel des Mitgliederrückgangs verantwortlich, während Austritte und unterlassene Taufen zwei Drittel des Rückgangs bewirken. Konkret bedeutet dies: Die erwarteten katholischen Sterbefälle überschreiten die Geburten von Kindern katholischer Eltern sowie die katholische Zuwanderung aus dem Ausland. Nähme man nur diese demographischen Faktoren in Anschlag, würde sich die Zahl der Katholik*innen bis 2060 um nur 19 % reduzieren (statt 48 %). Hinzu kommen aber die kirchenspezifischen Faktoren, die für 29 % Rückgang gegenüber heute verantwortlich sind: Nicht alle Kinder katholischer Eltern werden auch getauft, und die Austritte aus der katholischen Kirche übersteigen die der Eintritte (sei es in Form von Erwachsenentaufen, Konversionen oder Wiedereintritten) bei weitem.

Die Studie gibt auch Auskunft über die Altersstruktur der Kirchenmitglieder und ihre Veränderung im Zeitverlauf. Im Basisjahr 2017 waren 24 % aller Katholik*innen 65 Jahre und älter, der Anteil der bis 19-Jährigen betrug 16 %. Deutlich werden drei mitgliederstarke Altersbereiche: die so genannten Babyboomer (Geburtsjahrgänge 1955 bis 1965), deren Eltern (Geburtsjahrgänge vor 1940) und deren Kinder (Geburtsjahrgänge Mitte der 80er Jahre). Diese geburtenstarken Jahrgänge rücken im Zeitverlauf in der Alterspyramide nach oben. Aufgrund von Sterbefällen und Kirchenaustritten sowie dem gleichzeitigen Nachrücken geburtenschwächerer Kohorten wird die Alterspyramide insgesamt schmaler und flacher. 2035 wird der Anteil der 65-Jährigen und Älteren 35 % betragen und 2060 auf 40 % anwachsen; die bis 19-Jährigen machen 2035 14 % und 2060 noch 12 % aus. Die katholische Kirche wird also nicht nur kleiner hinsichtlich ihrer Mitgliederzahl, sondern auch älter. Prozentual verliert die evangelische Kirche bis 2060 geringfügig mehr Mitglieder als die katholische, was v. a. an stärkerer Zuwanderung aus dem Ausland in der katholischen Kirche sowie an einer unterschiedlichen Altersstruktur im Basisjahr liegt.

Interessante Ergebnisse liefert die Studie auch zu den kirchenspezifischen Faktoren. So ist die Zahl der katholischen wie evangelischen Kindertaufen (bis 14 Jahre) seit dem Jahr 2000 absolut gesunken (von über 450.000 auf unter 350.000 pro Jahr); die Taufquote, also das Verhältnis von Taufen und Geburten im gleichen Jahr (bei denen mindestens ein Elternteil Kirchenmitglied ist), ist jedoch in den letzten Jahren sehr konstant: In der evangelischen Kirche beträgt sie 80 %, in der katholischen 77 %. In der evangelischen Kirche findet ein



Dr. Tobias Kläden ist Referent für Evangelisierung und Gesellschaft in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

größerer Prozentsatz der Taufen außerhalb des Kleinkindalters statt als in der katholischen: Bei letzterer erfolgen 93 % der Taufen bis zum 6. Lebensjahr, 5 % zwischen 7 und 16 Jahren und 2 % im Erwachsenenalter. In der evangelischen Kirche finden jedoch 15 % der Taufen zwischen 7 und 16 Jahren (ein Effekt, der auf die Konfirmation zurückzuführen ist, sich aber nicht entsprechend für die Firmung im katholischen Bereich nachweisen lässt) und 5 % im Erwachsenenalter statt.

Die Wahrscheinlichkeit des Austritts aus der katholischen bzw. evangelischen Kirche ist im dritten und vierten Lebensjahrzehnt, v. a. im Alter zwischen 25 und 35 besonders hoch, wobei mehr Männer als Frauen die Kirche verlassen: Bis zum 31. Lebensjahr treten 26 % der getauften Männer und 20 % der getauften Frauen aus der Kirche aus. Insgesamt ist die Austrittsquote (Anzahl der Austritte an Mitgliedern insgesamt) pro Jahr in der evangelischen Kirche höher als in der katholischen (mit Ausnahme des Jahres 2010, dem Jahr des „ersten Missbrauchsskandals“), aber in beiden Kirchen nimmt sie über die Jahre tendenziell zu: in der katholischen Kirche von 0,48 % (2000) über 0,35 % (2005), 0,74 % (2010), 0,91 % (2014) auf 0,94 % (2018 – als prozentuales Allzeithoch, auch wenn die absolute Zahl ganz knapp unter dem bisherigem Höchststand von 217.000 Austritten 2014 liegt). Die Austrittsquote in der evangelischen Kirche stand 2014 bei einem Allzeithoch von 1,2 % (bedingt durch die Änderungen bei der Kapitalertragssteuer); in den meisten Jahren lag sie um 0,1 bis 0,2 Prozentpunkte höher als in der katholischen Kirche. Allerdings hat die evangelische Kirche einen zwar insgesamt kleinen, im Vergleich zur katholischen Kirche aber deutlich höheren Anteil von Eintritten: Jedes Jahr gewinnt sie ca. 45.000 Mitglieder über Wiederaufnahmen, Konversionen oder Erwachsenentaufen hinzu, was etwa 0,2 % aller Mitglieder ausmacht. In der katholischen Kirche liegt dieser Prozentsatz konstant unter 0,1 %, so dass der Saldo von Aus- und Eintritten in vielen Jahren zwischen beiden Kirchen ausgeglichen ist.

Schließlich informiert die Studie über das in Zukunft zu erwartende Kirchensteueraufkommen. Demnach werden die Einnahmen aus der Kirchensteuer bis 2060 nominell konstant bleiben im Vergleich zu 2017 (gut 12 Mia. EUR für die katholische und evangelische Kirche gemeinsam). Da aber gleichzeitig die Kaufkraft um 51 % abnehmen wird, wird man mit diesem Aufkommen nur noch die Hälfte des (kirchlichen) Warenkorb finanzieren können. Um den Kaufkraftverlust auszugleichen und sich den gleichen Warenkorb wie 2017 leisten zu können, benötigt man Kirchensteuereinnahmen in Höhe von 25 Mia. EUR.

Bei der Interpretation der Ergebnisse ist zu beachten, dass es sich um eine annahmebasierte Vorausberechnung handelt, deren Validität von der Qualität der verwendeten Daten und der zugrunde gelegten Annahmen abhängt. Bei den kirchenspezifischen Faktoren (Taufen, Aus- und Eintritte) etwa werden die fünfjährigen alters- und geschlechtsspezifischen diözesanen bzw. landeskirchlichen Durchschnittswerte herangezogen. Es werden somit die Trends der Gegenwart in die Zukunft fortgeschrieben. Kurzfristige Entwicklungen können somit nicht berücksichtigt werden. Genauso ist es möglich, dass sich die gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen signifikant verändern, so dass die erwarteten Entwicklungen schneller eintreten können (oder auch langsamer, wenn den Kirchen im Fall von zunehmenden Notsituationen unerwarteterweise die Position von „Krisengewinnlern“ zufiele – was nicht zu hoffen ist).

Außerdem sind bedeutsame regionale Unterschiede zu beachten: Da der Altersaufbau und auch die weiteren Einflussfaktoren in den Diözesen und Landeskirchen voneinander abweichen, sind auch unterschiedliche Entwicklungen hinsichtlich der Mitgliederzahlen zu erwarten. Die höchsten absoluten Mitgliederverluste erfolgen im Westen Deutschlands (Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Hessen und Saarland) und die relativ größten Verluste in Ostdeutschland. Auch innerhalb von Diözesen und Landeskirchen kann es zu Ungleichzeitigkeiten in der Mitgliederentwicklung kommen, z. B. durch die hohe Zuwanderung in die Metropolregionen Berlin oder Hamburg.

Welche Ansatzpunkte für kirchliches Handeln ergeben sich aus den Erkenntnissen der Studie? Zu bedenken ist: Prognosen wie die hier vorgestellte stellen Wenn-dann-Aussagen dar – unter bestimmten Voraussetzungen werden diese oder jene Folgen eintreten. Kirchliches Handeln müsste also danach fragen, welche der gemachten Voraussetzungen veränderbar sind, um die erwarteten Folgen in eine günstigere Richtung zu beeinflussen. In der Interpretation der Ergebnisse der Projektion 2060 wird oft darauf hingewiesen, dass zwar die demographische Entwicklung dem kirchlichen Einfluss entzogen, aber die kirchenspezifischen Faktoren (v. a. Austritte und unterlassene Taufen) prinzipiell beeinflussbar seien. Dies ist zwar prinzipiell richtig, man darf aber die vorhandenen Spielräume nicht überschätzen. Der in modernisierten Gesellschaften langfristig zu beobachtende Säkularisierungsprozess und der damit verbundene Relevanzverlust von Religion und Kirche lässt sich nicht zurückdrehen durch Erhöhung der Qualität kirchlicher Arbeit und eine verstärkte (oder überhaupt erst in den Blick genommene) Mitgliederorientierung – so wichtig und unterstützenswert Maßnahmen in diese Richtung auch zweifellos sind.

Die noch wichtigere Frage wäre, welche Aufgabe Kirche in einer ihr zukünftig zufallenden Minderheitenposition hat (die sie übrigens in weiten Teilen Ostdeutschlands bereits heute innehat). Prioritär kann dabei bereits aus ekklesiologischen Gründen nicht das Bemühen um Rekrutierung oder Bindung von Mitgliedern sein, sondern die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat in „demütigem Selbstbewusstsein“, wie es der emeritierte Erfurter Bischof Joachim Wanke formuliert hat, und mit leichtem Gepäck.

Das (Noch-)Kleiner-Werden muss zunächst einmal angenommen und akzeptiert, dann aber auch gestaltet werden. Zu fragen wäre etwa, mit welchen Partnern man zusammenarbeiten kann, um ein gutes Zusammenleben im gemeinsamen Haus der Erde zu fördern („Ökumene“). Man wird kirchlicherseits nicht mehr unbedingt eine flächendeckende Versorgung vorhalten können, sondern stärker exemplarisch handeln. Diejenigen, die in der Minderheitensituation der Diaspora ihr Christsein bewusst leben, werden wahrscheinlich nicht Mission als Mitgliedergewinnung um jeden Preis betreiben, sondern das ihnen anvertraute Geheimnis bewahren und feiern, auch in Stellvertretung für andere und in Offenheit für diejenigen, die bloß gelegentlich und anlassbezogen nach Gott fragen. Statt Untergangs- (oder Rettungs-)Rhetorik wäre eine geistliche Deutung des Kleinerwerdens nötig: Was mag Gott uns damit konstruktiv sagen wollen, dass er uns in diese veränderte Situation hineinstellt?

Weitere Informationen zur Projektion 2060 finden sich auf den Themenseiten der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) www.dbk.de/themen/kirche-und-geld/projektion-2060 sowie der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) www.ekd.de/projektion2060. Innovative Modelle und strategische Perspektiven von gelungener Mitgliederorientierung sind gesammelt in: Gutmann, David u. a. (Hg.), *Kirche – ja bitte*, Neukirchen-Vluyn 2019.

Immobilienkrise als Chance partizipativer Kirchenentwicklung

Unter diesem Thema hatte die Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz gemeinsam mit dem Katholischen Siedlungsdienst (KSD), dem Dachverband aller mit Wohnungswesen und Städtebau befassten Unternehmen der katholischen Kirche, am 21.11.2019 zu einer Fachtagung nach Würzburg eingeladen.

Angesichts des massiven Rückgangs an Kirchenmitgliedern, so Claudia Kunz, die Geschäftsführerin der Pastorkommission in ihrer Begrüßung, würden in Zukunft rund 25 % der Versammlungsfläche nicht mehr gebraucht. Damit verbunden sei ein massiver Wandel kirchlichen Selbstverständnisses und pastoraler Konzeption. Das Papier der deutschen Bischöfe „Gemeinsam Kirche sein“ (2015) erinnert daran, dass das Volk Gottes als Ganzes der Träger der kirchlichen Sendung ist. „Es geht darum, die Partizipation vieler zu fördern und die Delegation weniger abzubauen“, so Kunz. Immobilien sind kein Selbstzweck, sondern sollen die Sendung der Kirche in den zukünftig unterschiedlichen Orten und Sozialformen von Kirche unterstützen. Dabei sollte zukünftig nicht nur eine binnengemeindliche Nutzung im Blick sein, sondern die Bedeutung kirchlicher Arbeit für die Menschen im Quartier und im sozialen Raum sollte sich verstärken. Es geht also darum, den derzeitigen Immobilienbestand evtl. umzunutzen (Gerade Umnutzung von nicht mehr für die Liturgie benötigten Sakralbauten wird zukünftig ein wichtiges Thema sein!), zu öffnen, freizugeben und umzuwidmen.

Leo Penta und Tobias Meier vom Deutschen Institut für Community Organizing (DICO) unterstrichen aus ihrer Erfahrung mit Bürgerplattformen, dass Kirche sehr wohl ein Player im Stadtteil sein kann, der dazu beiträgt, dass die Vielfalt der Nachbarn sich auch in Beteiligungsprozessen widerspiegelt. Im Gegensatz zu klassischen kirchlichen Projektentwicklungen, in denen fast ausschließlich Experten, Amtspersonen und Gremien beteiligt würden, biete die Einbindung der weiteren Stakeholder eine nachhaltigere Verankerung innerhalb und außerhalb der Gemeinde. Dadurch könnten sowohl eine neue Anbindung an den umliegenden Sozialraum entstehen als auch lokale Leader gestärkt werden. Die Gemeinde könne den Prozess damit als eine kostbare Gelegenheit für Wachstum, für die Gewinnung neuer Kräfte, für die Stärkung des Wir-Gefühls, für „ownership“ und geteilte Verantwortung in der Gemeinde und darüber hinaus begreifen und nutzen.

Von daher kann die Immobiliensituation interessante Beiträge zu einer Erneuerung des pastoralen Auftrages bieten. Die Gemeinde vor Ort sollte sich also mehr als bisher mit dem Umfeld, der Kommune, den möglichen Immobilienentwicklern (z. B. dem lokalen Siedlungswerk) und dann auch mit dem Bistum vernetzen, um zukunftsweisende Lösungen zu entwickeln und umzusetzen.

Die beteiligten lokalen gemeinnützigen Siedlungswerke, die sich mit den Bistümern im Katholischen Siedlungsdienst (KSD) zusammengeschlossen haben, bieten sich als Partner an, wenn Kirchengemeinden als Eigentümer des Grundes überlegen, sich pastoral und damit auch immobilienmäßig anders aufzustellen. Als Beispiel wurde das Projekt St. Vinzenz Pallotti in Stuttgart-Birkach vorgestellt. Auf einem Areal, wo eine Kirche stand, entstanden neben einer 4-gruppigen Kindertagesstätte Gemeinschaftswohnraum für Asylsuchende, Familien und Studierende, 64 Eigentumswohnungen, ein vielfältig nutzbarer Quartiersraum und ein Versammlungsraum für die Kirchengemeinde, der Konvent mit Andachtsraum der Schwestern von Sießen sowie eine Hausmeisterwohnung.

Im interdisziplinären Gespräch der Tagungsteilnehmer aus Wohnungswirtschaft, Bauabteilungen der Bistümer und für die Pastoral Verantwortlichen an den einzelnen Tischen stellte sich heraus:

- Die Siedlungswerke sind als Projektpartner bei den Bistumsverwaltungen und vor Ort in den lokalen Gemeinden oft (noch) nicht im Blick.
- Oft wird immer noch auf ein herkömmliches Modell von „Pfarrgemeinde“ gesetzt, bei dem klassischerweise Kirche, Pfarrhaus, Gemeindehaus und Kindergarten erhalten bleiben sollen. Neue Orte von Kirche und neue Gemeinschaftsformen im Rahmen der größeren Pfarrei (neuen Typs), der Pfarreiengemeinschaft oder der pastoralen Räume bilden sich darin nicht ab. Der Schulterchluss zu kommunalen öffentlichen oder anderen säkularen Partnern ist noch nicht stark ausgebildet. Auch Absprachen der katholischen mit der evangelischen Kirche vor Ort über sich möglicherweise komplementär ergänzende pastorale Schwerpunkte, insbesondere im ländlichen Raum, liegen noch im Argen. Oft wird alles doppelt abgebildet.



Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

- Die Bauabteilungen der Bistümer beklagen, dass es vor Ort immer weniger Ehrenamtliche gibt, die sich um Immobilien kümmern. Kirchenvorstände seien als ehrenamtliche Bauherren und Liegenschaftsverwalter oft zeitlich und fachlich überfordert. Viele Pfarrer tun sich trotzdem schwer, sich durch hauptberufliche Mitarbeiter der Verwaltungszentren in der Pfarrei entlasten zu lassen, da gerade Immobilienentscheidungen („Bauen“) mit „Leitungsvollmacht“ und „Entscheidungskompetenz“ verbunden sind und einen „sichtbaren Erfolg“ des eigenen Handelns darstellen, oft im Gegensatz zu anderen, eher pastoralen Tätigkeitsfeldern. Hier ist eine weitere Reflexion auf die pfarrliche Rolle des „Hirten“ vonnöten.
- Viele Immobilien befinden sich in einem katastrophalen baulichen Zustand, die notwendigen Mittel zur Bauerhaltung würden mittelfristig so hoch werden, dass in anderen pastoralen Bereichen noch mehr als bisher eingespart werden müsse, wenn man sich nicht rechtzeitig von Immobilien trennt. Nicht nur Pfarreien, sondern auch Ordensgemeinschaften müssen sich von immer mehr Immobilien verabschieden. Wie bringt man die Akteure zusammen, um gemeinsam sinnvolle und langfristige Entscheidungen zu treffen?
- Die Verantwortlichen für pastorale Entwicklung und für Bau/Liegenschaften in den Bistumsverwaltungen kooperieren oft nicht oder noch nicht ausreichend miteinander. Erst eine Handvoll Bistümer versuchen, diese Kooperation aufzunehmen und zu vertiefen oder überhaupt die Immobiliensituation als Teil der pastoralen Entwicklung mit zu bedenken und in die pastoralen Planungen mit einzubeziehen.
- Die derzeitige Unklarheit über eine zukunftsfähige Pastoral der Kirche bzw. darüber, welche Gestalt und Praxis Kirche und Pastoral zukünftig haben werden, macht es den Bauabteilungen der Bistümer schwer, konkrete und klare Planungen aufzustellen und wirtschaftlich und rechtlich umzusetzen.

Gesellschaftliche und demografische Prozesse, die derzeit unweigerlich und weithin unbeeinflussbar ablaufen und die Kirche massiv beeinflussen, können, wenn sie wahrgenommen und gestaltet werden, ein Anlass und eine Herausforderung sein, neue Nutzungskonzepte und neue Aktions- und Partizipationsformen kirchlicher Präsenz hervorzubringen.

Die kirchennahen wohnungswirtschaftlichen Unternehmen – das wurde auf der Fachtagung überdeutlich – müssen zwar wirtschaftlich denken und agieren, bieten sich aber als Partner an, deren Kompetenz bislang nach ihrer Auffassung noch nicht genügend abgerufen wird. Eine örtliche Kirchengemeinde muss zwar schon einen gewissen Prozess der Bewusstseinswerdung und der Vorbereitung durchlaufen haben, bevor das Siedlungswerk einsteigen kann. Möglicherweise bietet es sich auch an, Mitarbeiter/innen der Organisations- und Gemeindeberatung zu informieren, um in den Veränderungsprozessen vor Ort diese Dimension mit einbringen zu können.

Der Tag endete mit vielen Vorschlägen wie Rückmeldung in Pastorkommission und Seelsorgeamtsleiter-Konferenz, Kontaktabahnung zu Bau-, Pastoralabteilungen und Informationsveranstaltungen für Haupt- und Ehrenamtliche sowie einem „Fachtag Immobilienstrategie“ auf der jeweiligen Bistumsebene, damit man zukünftig besser voneinander weiß und damit die Voraussetzungen für eine bessere Zusammenarbeit zwischen Immobilienwirtschaft und kirchlicher Pastoral schaffen kann.

Der Katholische Siedlungsdienst mit einer Liste der örtlichen Mitglieder im Internet:

www.ksd-ev.de

Von Missverständnissen und Fallstricken

Kirchenentwicklungen – Eine neue Sichtweise

In den meisten deutschen Diözesen laufen derzeit Bistumsprozesse, werden Pastoralpläne entwickelt und durchgeführt. Vielfach werden dafür auch Erfahrungen aus anderen Teilen der Welt rezipiert: Sei es aus dem Bistum Poitiers, sei es von den *fresh expressions of church* in England, sei es aus dem philippinischen Pastoralinstitut Bukal ng Tipan.

Ein Protagonist für eine Kirchenentwicklung, die von solchen weltkirchlichen Erfahrungen, aber auch von einer Sozialraumorientierung geprägt ist, ist das Bistum Hildesheim und namentlich Christian Hennecke. Von ihm sind – teilweise in Zusammenarbeit mit seiner Kollegin Gabriele Viecens – in den letzten Jahren einige einschlägige Bücher erschienen.

Das neueste, das hier zu besprechen ist, blickt nun auf vielfältige Erfahrungen im Bereich Kirchenentwicklungen zurück; jedoch – wie der Titel „Von Missverständnissen und Fallstricken“ deutlich macht – nicht nur (aber auch) mit Blick auf Gelungenes, sondern speziell auch darauf, auf welche Irrwege man dabei geraten kann. Denn: Gut gemeint ist noch nicht gut gemacht!

Eine grundlegende Gefahr etwa wird gleich zu Beginn benannt (10–12): die Phase der grundlegenden Verunsicherung zu überspringen oder zu schnell weiterzugehen, um voll Energie vorankommen, anstatt die krisenhaften Umbruchserfahrungen als Kairos zu nutzen. Von einem Machbarkeitsdenken geprägt ist auch eine zweite Versuchung (15 ff.): anzunehmen, dass zentral für das Bistum beschlossene Pastoralpläne ohne Weiteres auf lokaler Ebene rezipiert und umgesetzt werden. In dieser „Dialektik zwischen zentraler Verwaltung und örtlicher Pfarrei“ (16) scheint herkömmliche Pastoralmacht durch.

Herkömmliche Bilder – etwa hierarchisches Denken –, verkappte Bemühungen um Systemerhalt, das beharrliche Weiterwirken tief verinnerlichter Denkmuster: Dem spüren Hennecke und Viecens nach. Und machen so deutlich, dass eine Kirchenentwicklung, die über Strukturanpassungen und kosmetische Korrekturen hinaus sich auf einen Paradigmenwechsel einlässt, Zeit für intensives gemeinsames Lernen braucht. Die Perspektiven, die Bistumssynoden entwickelt haben, sollten als „Unterstützung lokaler Prozesse“ (28) gesehen werden. Und dort läuft es anders als in der planerischen Theorie: Denn „die klassischen Kirchengestalten“ haben zwar ihre „normative Sonderstellung“ verloren, doch sind sie „keineswegs tout court am Ende“ und immer wieder gut für „unerwartete Neuaufbrüche“ (29). Kirchenentwicklung heißt also nicht die Einführung neuer Strukturen, sondern meint wesentlich, sich gemeinsam auf „das Wirken des Geistes Gottes, der in allen Zeiten sein Volk erneuert“ (30), einzulassen. Etwas, das nur gemeinsam und in einem andauernden Prozess gelingt.

Doch da gibt es leider diverse Hemmnisse. „Emotionalen Wahrnehmungsmustern“ (35) – etwa dem Hängen an gewohnten Formen, die als normativ empfunden werden – widmen die Autoren ein ganzes Kapitel. Ein weiteres geht auf (oft entlarvende) Sprachmuster ein – und die Schwierigkeit, fremdsprachige Begrifflichkeiten, die im Kontext weltkirchlichen Lernens aufgegriffen wurden, in die deutsche Situation zu übertragen, ohne dabei falsche Konnotationen wachzurufen.

Konkret werden die „Missverständnisse und Fallstricke“ in den Erfahrungen der Hildesheimer Kirchenentwickler, die immer wieder beispielhaft im Buch erzählt werden. Zugleich wird damit in die Hildesheimer kirchenentwicklerische Denke eingeführt – gerade für LeserInnen, die schon andere Bücher von Hennecke und Viecens kennen, ist das nichts ganz Neues, aber doch eine Möglichkeit, u. a. an weltkirchlichen Erfahrungen und theologischen Überlegungen der Hildesheimer zu partizipieren.

Auch wenn sich der Rezensent, was die zweite Hälfte des Buches betrifft, eines gewissen Eindrucks von Redundanz nicht erwehren kann – dass bereits Angesprochenes nochmals aufgegriffen und auch wiederholt wird –, so finden sich auch hier doch immer wieder wertvolle Einsichten und Hinweise. Z. B. behandeln die Autoren die Frage, was einen Prozess der Kirchenentwicklung zu einem geistlichen Prozess macht (82–84); es werden Baustellen für eine zeitgemäße Theologie benannt (im 5. Kapitel); und der Wandel des Kirchenbildes wird eingefordert, etwa wenn darauf aufmerksam gemacht wird: „Lange Zeit konnte das Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils einfachhin überblendet werden mit der klassischen hochengagierten Gemeindeform“ (90).

Hilfreich sind sicher auch die „Qualitätsmerkmale eines Prozesses“ (116 ff.). Das wird ergänzt durch eine Art Anhang (129–137), der freilich nicht als solcher ausgewiesen ist; er benennt Prozessschleifen und präsentiert sie auch grafisch. Ein zweiter Anhang wäre dann die



Christian Hennecke/Gabriele Viecens,
Von Missverständnissen und
Fallstricken. Kirchenentwicklungen –
Eine neue Sichtweise, Würzburg:
Echter Verlag 2019, ISBN: 978-3-429-
05383-3, 146 Seiten, € 12,90.

Geschichte der Pfarrei St. Simon in Südafrika von Bischof Fritz Lobinger (138 ff.), die in anregender Weise darstellt, wie ungeradlinig und langwierig Entwicklungsprozesse in konkreten Pfarreien ablaufen können.

Das Buch fußt auf langjährigen Erfahrungen und tiefgehenden Reflexionen, die auch selbstkritische Erkenntnisse einschließen. Damit kann es ein wertvoller Begleiter für alle sein, die mit Entwicklungsprozessen in Pfarreien und Bistümern befasst sind und sich dabei auch der eigenen (persönlichen, theologischen ...) Entwicklung bewusst sind.

Martin Hochholzer

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

[Impressum](#) | [Datenschutz](#) | [Redaktion](#)

Zu dieser Ausgabe

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel3-2019_5

Bildnachweis Titelbild:

[geralt/pixabay.com](https://geralt.pixabay.com) – vereinfachte Pixabay-Lizenz

[Download der gesamten Ausgabe als PDF](#)

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:

Dr. Ralph Poirel (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:

Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den [Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral](#) abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:
© 2010–2019 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1/2013:
Angelika Kamlage, <http://www.leidenschaften-leben.de>

Titelbild Ausgabe 2/2013:
Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3/2013:
Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2/2014:
© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2015:
Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2015:
AnnaER / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2015:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2016:
© Rawpixel.com / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 2/2016:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2016:
NASA

Titelbild Ausgabe 1/2017:
Pieter Bruegel der Ältere [Public domain], via [Wikimedia Commons](#)

Titelbild Ausgabe 2/2017:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2017:
OpenClipart-Vectors / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2018:
ElasticComputeFarm / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2018:
auntmasako / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2018:
walkerud97 / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2019:
Pexels / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2019:
Simedblack / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2019:
geralt / pixabay.com, public domain (CC0)

Gestaltung

Georgy · Büchner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann
www.yellowlabel.de